Der Graf
von
Monte-Christo.

Roman
von
Alexander Dumas.

Deutsch
von
Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Eilfter Theil.

Augsburg, 1846.
v. Jenisch und Stage'sche Buchhandlung.

Eilfter Theil.

Die Fortschritte des Herrn Cavalcanti des Sohnes.

Inzwischen war Herr Cavalcanti der Vater abgereiset, um seinen Dienst wieder anzutreten, nicht in der Armee Seiner Majestät des Kaisers von Oesterreich, sondern bei dem Rollspiele der Bäder von Lucca, von dem er *einer* der fleißigsten Besucher war. Es bedarf keiner Erwähnung, daß er mit der gewissenhaftesten Genauigkeit den letzten Paolo jener Summe mitnahm, die ihm zu seiner Reise, und zur Belohnung für die majestätische und feierliche Art, womit er seine Vaterrolle gespielt hatte, verabfolgt worden war. Herr Andrea war bei dieser Abreise in den Besitz aller Papiere gekommen, welche bewiesen, daß er wirklich die Ehre habe, der Sohn des Marquis Bartolomeo und der Marquise Leonora Corsinari zu seyn. Er hatte sich also in jener Parisergesellschaft so ziemlich festgesetzt, die keinen Anstand nimmt, Fremde zu empfangen, und sie nicht nach dem zu behandeln, was sie sind, sondern nach dem, was sie seyn wollen. Was für Ansprüche macht man übrigens an einen jungen Mann in Paris? Seine Sprache hinlänglich zu sprechen, anständig gekleidet zu seyn, und in Gold zu bezahlen. Es bedarf keiner Erwähnung, daß

man noch nachsichtiger gegen einen Fremden verfährt, als gegen einen Pariser. Andrea hatte also in etwa vierzehn Tagen eine ziemlich gute Stellung eingenommen; man nannte ihn Herr Graf, man sagte, daß er fünfzigtausend Livres Renten besitze, und man sprach von unermeßlichen, in den Steinbrüchen von Saravezza vergrabenen Schätzen seines Herrn Vaters. Ein Gelehrter, in dessen Gegenwart man dieses letzteren Umstandes als einer Thatsache erwähnte, erklärte, die fraglichen Steinbrüche gesehen zu haben, was den Behauptungen, die bisher im Zweifel schwebten, ein großes Gewicht verlieh, und sie von nun an zur Wirklichkeit erhob. So weit war man in jenem Kreise der Parisergesellschaft gekommen, in den wir unsere Leser einführten, als Monte-Christo eines Abends Herrn Danglars besuchte. Herr Danglars war ausgegangen, man trug jedoch dem Grafen an, ihn zur Baronin zu führen, welche zu sprechen war, was er annahm.

Madame Danglars hörte seit dem Diné zu Auteuil, und den ihm gefolgten Ereignissen, den Namen Monte-Christo nie ohne eine Art nervösen Bebens aussprechen. Wenn nicht die Gegenwart des Grafen dem Klange seines Namens folgte, wurde die schmerzliche Empfindung noch heftiger; erschien dagegen der Graf, so verscheuchten sein offenes Gesicht, seine glänzenden Augen, seine Liebenswürdigkeit, selbst sein galantes Benehmen gegen Madame Danglars, bald jede Regung von Furcht; es schien der Baronin unmöglich, daß ein äußerlich so charmanter Mann böse Absichten hinsichtlich ihrer hegen könnte; zudem können die verderbtesten Herzen nicht an

Böses glauben, ohne es irgend einem Interesse zuzuschreiben; unnützes und grundlos Böses widerstrebt wie eine Anomalie. Als Monte-Christo in das Boudoir trat, in welches wir unsere Leser schon einmal führten, und worin die Baronin mit ziemlich unruhigem Blicke Zeichnungen anschaute, die ihr ihre Tochter reichte, nachdem diese sie mit Herrn Cavalcanti dem Sohne betrachtet hatte, erzeugte seine Anwesenheit die gewöhnliche Wirkung, und die Baronin, anfangs durch die Meldung seines Namens ein wenig verstört, empfing den Grafen lächelnd. Dieser überschaute mit einem Blicke die ganze Scene. Neben der Baronin saß Eugenie halb liegend auf einem Plaudersofa, und Cavalcanti stand vor ihr.

Cavalcanti, schwarz gekleidet, wie ein Göthe'scher Held; in gefirnißten Schuhen und weißseidenen, durchbrochenen Strümpfen, fuhr in seine blonden Haare mit einer ziemlich weißen und ziemlich gepflegten Hand, in deren Mitte ein Diamant funkelte; der eitle, junge Mann hatte, ungeachtet der Rathschläge Monte-Christo's, dem Verlangen nicht widerstehen können, ihn an den kleinen Finger zu stecken. Diese Bewegung war von schmachtenden Blicken auf das Fräulein Danglars begleitet, und von Seufzern, welche die nämliche Richtung einschlugen, wie die Blicke. Das Fräulein Danglars war immer die nämliche, das heißt: schön, kalt und spöttisch. Keiner von diesen Blicken, keiner von diesen Seufzern Andrea's entschlüpfte ihr; man hätte meinen mögen, daß sie auf Minervens Panzer abglitten, auf jenem Panzer, der bisweilen, nach der Behauptung einiger Philosophen, Sappho's Brust bedeckt. Eugenie grüßte den Grafen kalt,

und benützte die ersten Gesprächsentwickelungen, um sich in ihren Studirsalon zurückzuziehen, von wo bald zwei laute und fröhliche Stimmen, zu den ersten Accorden eines Claviers gesellt, Monte-Christo andeuteten, daß das Fräulein Danglars die Gesellschaft des Fräuleins Luise von Armilly, ihrer Gesanglehrerin, seiner Gesellschaft und jener des Herrn Cavalcanti vorgezogen habe. Vorzüglich jetzt bemerkte der Graf, während er mit Madame Danglars sprach, und nur dem Zauber der Unterredung hingegeben schien, die Sorgfalt des Herrn Andrea Cavalcanti, seine Manier, der Musik zu lauschen, indem er an die Thüre ging, durch welche er nicht zu treten wagte, und seine Bewunderung zu bethätigen.

Bald kam der Banquier nach Hause. Sein erster Blick fiel auf Monte-Christo, das ist wahr, aber sein zweiter auf Andrea. Er grüßte seine Frau, so wie gewisse Ehemänner ihre Frauen grüßen, und wovon die Hagestolzen erst nach dem Erscheinen eines sehr ausführlichen Gesetzbuches, das eheliche Leben betreffend, eine Idee sich werden machen können.

„Haben diese Fräulein Sie nicht eingeladen, mit ihnen zu musiciren?“ fragte Danglars Andrea.

„Ach! nein, mein Herr,“ antwortete Andrea mit einem noch merkwürdigeren Seufzer, als die früheren waren.

Danglars näherte sich alsogleich der Verbindungs-Thüre, und öffnete sie. Man sah nun die beiden jungen Mädchen an einem Stuhle an einem Claviere sitzen. Sie accompagnirten, Jede mit einer Hand, eine Uebung, an die sie sich aus Laune gewöhnt, und worin sie eine

ausgezeichnete Gewandtheit erreicht hatten. Das Fräulein von Armilly, die man nun mit Eugenien, vermittelst des Rahmens der Thüre, eines von jenen lebendigen Tableaux bilden sah, wie man sie in Deutschland häufig zur Schau stellt, war von ziemlich merkwürdiger Schönheit, oder vielmehr von auserlesener Anmuth. Sie war eine kleine Dame, zart und blond wie eine Fee, mit großen Lockenhaaren, die auf einen etwas zu langen Hals fielen, wie Perugino ihn bisweilen seiner heiligen Jungfrau giebt, und mit müdetrüben Augen. Man sagte, sie leide an Brustschwäche, und würde eines Tages, wie *Antonia* mit der Cremonesergeige, singend sterben.

Monte-Christo warf einen raschen und neugierigen Blick in dieses Frauengemach; dieß war das Erstemal, daß er das Fräulein von Armilly sah, von welcher er im Hause so oft hatte sprechen hören.

„Ei doch, wir sind also ausgeschlossen?“ fragte der Banquier seine Tochter. Dann führte er den jungen Mann in den kleinen Salon, und hinter Andrea wurde die Thüre aus Zufall oder Absicht wieder angelehnt, so daß Monte-Christo und die Baronin von dem Platze aus, wo sie saßen, nichts mehr sehen konnten; da aber der Banquier Andrea gefolgt war, schien Madame Danglars diesen Umstand nicht einmal zu bemerken. Bald nachher hörte der Graf Andrea's Stimme zu den Accorden des Claviers erklingen, ein corsisches Lied accompagnirend. Während der Graf lächelnd diesem Liede lauschte, das ihn Andrea vergessen machte, um ihn an Benedetto zu erinnern, rühmte Madame Danglars Monte-Christo die Seelenstärke ihres Gatten, der erst am Mor-

gen bei einem Mailänderbankerotte drei- bis viermalhunderttausend Francs verloren hatte. Und das Lob war in der That ein verdientes, denn hätte es der Graf nicht durch die Baronin, oder vielleicht durch eines von jenen Mitteln gewußt, die ihm zu Gebote standen, Alles zu erfahren, das Gesicht des Barons würde ihm kein Wort davon verrathen haben.

„Gut!" dachte Monte-Christo, „er ist schon dahin gekommen, zu verhehlen, was er verliert; vor einem Monate rühmte er sich dessen noch." Dann sagte er ganz laut: „O! Madame, Herr Danglars kennt die Börse so gut, daß er dort immer wieder bekommen wird, was er anderswo verliert."

„Ich sehe, daß Sie den allgemeinen Irrthum *theilen*," erwiederte Madame Danglars."

„Welchen Irrthum?" fragte Monte-Christo.

„Daß Herr Danglars spiele, während er im Gegentheile niemals spielt."

„Ah! ja, es ist wahr, Madame, ich erinnere mich, daß Herr Debray mir sagte . . . Apropos, wo steckt denn Herr Debray? Ich sah ihn schon drei bis vier Tage nicht mehr."

„Ich auch nicht," antwortete Madame Danglars mit einer wunderbaren Haltung. „Doch Sie begannen eine Phrase, welche unvollendet blieb."

„Welche?"

„Sie äußerten, daß Herr Debray Ihnen sagte..."

„Ah: richtig, Herr Debray sagte mir, daß Sie dem Dämone des Spieles opferten."

„Ich fand eine Zeitlang Geschmack daran, ich

gesteh's," sagte Madame Danglars, „jetzt aber nicht mehr."

„Und Sie haben Unrecht, Madame. Ei! mein Gott, die Wechselfälle des Glückes sind unstät, und wäre ich eine Frau, und durch die Fügung des Zufalles die Frau eines Banquiers, so würde ich zuvörderst, bei allem Vertrauen auf das Glück meines Gatten, . . . denn in der Speculation ist Alles, wie Sie wissen, Glück oder Unglück,... würde ich, sag' ich, bei allem Vertrauen auf das Glück meines Gatten, mir ein unabhängiges Vermögen sichern, müßte ich auch dieses Vermögen dadurch erwerben, daß ich meine Angelegenheiten Personen überträge, die ihm unbekannt wären."

Madame Danglars erröthete wider Willen.

„Man spricht von einem hübschen Fange," sagte Monte-Christo, wie wenn er nichts gesehen hätte, „der gestern in neapolitanischen Papieren gemacht wurde."

„Ich habe keine," versetzte die Baronin rasch, „und habe nie welche gehabt; wir sprachen aber wahrhaftig genug von der Börse, Herr Graf, wir gleichen zwei Wechselagenten; sprechen wir ein wenig von jenen armen, in diesem Momente vom Mißgeschicke so hart heimgesuchten Villefort's."

„Was ist ihnen denn widerfahren?" fragte Monte-Christo mit vollkommener Treuherzigkeit.

„Sie wissen ja, daß sie, nachdem sie Herrn von Saint-Méran drei bis vier Tage nach seiner Abreise verloren, so eben die Marquise drei bis vier Tage nach ihrer Ankunft verloren haben."

„Ah! es ist wahr," äußerte Monte-Christo, „ich

hörte es; aber, wie Claudius zu Hamlet sagt, es ist ein Gesetz der Natur: ihre Väter starben vor ihnen, und sie hatten sie beweint; sie werden vor ihren Söhnen sterben, und ihre Söhne werden sie beweinen."

„Aber dieß ist nicht Alles."

„Wie so ist dieß nicht Alles?"

„Nein; Sie wissen, daß sie ihre Tochter verheirathen wollten . . ."

„An Herrn Franz von Epinay... Ist aus der Heirath nichts geworden?"

„Gestern früh gab ihnen Franz, wie es scheint, ihr Wort zurück."

„Ah! wahrhaftig... Und kennt man die Ursachen dieses Bruches?"

„Nein."

„Was sagen Sie mir da, guter Gott! Madame. Und wie erträgt Herr von Villefort alle diese Mißgeschicke?"

„Wie immer, als Philosoph."

In diesem Momente kam Danglars allein zurück.

„Nun denn," fragte die Baronin, „lassen Sie Herrn Cavalcanti allein bei Ihrer Tochter?"

„Und bei dem Fräulein von Armilly," antwortete der Banquier; „wofür halten Sie sie denn?"

Dann wendete er sich zu Monte-Christo mit der Frage: „Der Prinz Cavalcanti ist ein charmanter, junger Mann, nicht wahr, Herr Graf?... Doch, ist er wohl ein Prinz?"

„Ich stehe nicht gut dafür," erwiederte Monte-Christo. „Man stellte mir seinen Vater als Marquis

vor; er könnte Graf seyn; allein ich glaube, daß er selbst keinen großen Anspruch auf diesen Titel macht.“

„Warum?“ fragte der Banquier. „Wenn er ein Prinz ist, hat er Unrecht, sich dessen nicht zu rühmen. Jedem sein Recht. Ich liebe es nicht, daß man seine Abkunft verläugnet.“

„O! Sie sind ein reiner Democrat,“ sagte Monte-Christo lächelnd.

„Sehen Sie doch, welcher Unannehmlichkeit Sie sich aussetzen,“ bemerkte die Baronin; „wenn Herr von Morcerf zufällig käme, fände er Herrn Cavalcanti in einem Zimmer, welches zu betreten er, Eugeniens Verlobter, nie die Erlaubniß erhielt.“

„Sie thun wohl, zu sagen, zufällig,“ versetzte der Banquier, „denn man sieht ihn so selten, daß man wahrhaftig sagen sollte, der Zufall bringe ihn uns.“

„Je nun, ... wenn er käme, ... und diesen jungen Mann bei Ihrer Tochter fände, könnte er ungehalten werden.“

„Er! o, mein Gott! Sie täuschen sich; Herr Albert erweiset uns die Ehre nicht, auf seine Verlobte eifersüchtig zu seyn; dazu liebt er sie nicht genug. Was liegt mir übrigens daran, ob er ungehalten ist, oder nicht!“

„Auf dem Punkte jedoch, auf dem wir stehen ...“

„Ja, auf dem Punkte, auf dem wir stehen: wollen Sie den Punkt kennen, auf dem wir stehen? Wohlan, auf dem Balle seiner Mutter tanzte er ein Einzigesmal mit meiner Tochter, während Herr Cavalcanti dreimal mit ihr tanzte, und er es nicht einmal bemerkte.“

„Herr Vicomte Albert von Morcerf,“ meldete der Kammerdiener.

Die Baronin stand rasch auf. Sie wollte in den Studirsalon gehen, um ihre Tochter in Kenntniß zu setzen, als Danglars sie am Arme zurückhielt. „Lassen Sie es,“ sagte er.

Sie schaute ihn erstaunt an. Monte-Christo that, als habe er dieses Benehmen nicht gesehen. Albert trat ein; er war sehr schön und sehr lustig. Er grüßte die Baronin ungezwungen, Danglars vertraulich, Monte-Christo herzlich, wendete sich dann zur Baronin, und fragte sie: „Wollen Sie mir erlauben, Madame, Sie zu fragen, wie sich das Fräulein Danglars befindet?“

„Sehr wohl, mein Herr,“ antwortete Danglars rasch; „sie musicirt in diesem Augenblicke in ihrem kleinen Salon mit Herrn Cavalcanti.“

Albert behielt seine ruhige und gleichgültige Miene: vielleicht empfand er innerlich einigen Aerger, aber er sah, daß Monte-Christo seinen Blick auf ihn heftete. — „Herr Cavalcanti besitzt eine sehr schöne Tenorstimme,“ sagte er, „und Fräulein Eugenie einen herrlichen Sopran, ohne zu erwähnen, daß sie Clavier spielt, wie Thalberg. Dieß muß ein charmantes Concert seyn.“

„So viel ist richtig,“ äußerte Danglars, „daß sie vortrefflich zusammenstimmen.“

Albert schien diesen Doppelsinn nicht bemerkt zu haben, so stark auch Madame Danglars darüber erröthete. „Auch ich,“ fuhr der junge Mann fort, „bin Musiker, wenigstens nach der Aeußerung meiner Lehrer; ei ja wohl! es ist sonderbar, daß ich meine Stimme noch nie

dahin bringen konnte, mit einer andern Stimme, und vorzüglich noch weniger mit Sopranstimmen, als mit andern, zusammenzustimmen."

Danglars ließ ein leichtes Lächeln gewahren, welches sagen wollte: „So ärgere Dich doch!" Daher sagte er, ohne Zweifel in der Hoffnung, den gewünschten Zweck zu erreichen, „der Prinz und meine Tochter haben gestern die allgemeine Bewunderung erregt. Waren Sie gestern nicht da, Herr von Morcerf?"

„Welcher Prinz?" fragte Morcerf.

„Der Prinz Cavalcanti," antwortete Danglars, der durchaus darauf beharrte, dem jungen Manne diesen Titel zu geben.

„Ah! um Vergebung," erwiederte Albert, „ich wußte *nicht*, daß er ein Prinz sey. Ah! der Prinz Cavalcanti sang gestern mit dem Fräulein Eugenie. Wahrhaftig, dieß mußte entzückend seyn, und ich bedauere recht sehr, es nicht gehört zu haben. Aber ich konnte Ihre Einladung nicht annehmen, ich mußte Frau von Morcerf zur Baronin von Château-Renaud, der Mutter, begleiten, wo die Deutschen sangen." — Dann wiederholte Morcerf, nach einer Pause des Schweigens, und wie wenn von nichts die Rede gewesen wäre: „Wird es mir erlaubt seyn, dem Fräulein Danglars meine Aufwartung zu machen?"

„O! warten Sie, warten Sie, ich bitte Sie darum," antwortete der Banquier, den jungen Mann zurückhaltend, „hören Sie die köstliche Cavatine, ta, ta, ta, ti, ta, ti, ta, ta; sie ist entzückend, sie wird gleich aus seyn... eine einzige Secunde... vortrefflich! Bravo!

Bravi! Brava!" Und der Banquier begann rasend zu applaudiren.

„Wahrhaftig," äußerte Albert, „das ist ausgezeichnet, und es ist unmöglich, die Musik seiner Heimath besser zu verstehen, als der Prinz Cavalcanti sie versteht. Sie haben „Prinz" gesagt, nicht wahr? Uebrigens wird man ihn, wenn er nicht Prinz ist, zum Prinzen machen, dieß geht in Italien leicht. Doch um wieder auf unsere herrlichen Sänger zurückzukommen... Sie sollten uns ein Vergnügen machen, Herr Danglars: Sie sollten das Fräulein Danglars, ohne ihr zu sagen, daß ein Fremder da sey, und Herrn Cavalcanti bitten, ein anderes Lied zu beginnen. Es ist etwas so Köstliches, Musik ein wenig in der Ferne, in einem Halbdunkel, zu hören, ohne gesehen zu werden, ohne zu sehen, und folglich ohne den Musiker zu geniren, der sich so dem vollen Instinkte seines Genie's oder dem ganzen Aufschwunge seines Herzens hingeben kann."

Dießmal wurde Danglars durch das Phlegma des jungen Mannes außer Fassung gebracht. Er nahm Monte-Christo bei Seite. „Wohlan," fragte er ihn, „was sagen Sie zu unserm Verliebten?"

„Ei! er scheint mir kalt, das ist unbestreitbar; aber was wollen Sie? Sie haben sich verbindlich gemacht!"

„Allerdings hab' ich mich verbindlich gemacht, aber meine Tochter einem Manne zu geben, der sie liebt, und nicht einem Manne, der sie nicht liebt. Dieser ist kalt, wie Marmor, stolz, wie sein Vater; wenn er doch reich wäre, im Besitze des Vermögens der Cavalcanti, würd

man darüber wegsehen. Meiner Treue, ich fragte meine Tochter nicht, besäße sie aber guten Geschmack...."

„O!" sagte Monte-Christo, „ich weiß nicht, ob meine Freundschaft für Herrn von Morcerf mich blind macht, aber ich versichere Ihnen, daß er ein charmanter junger Mann ist, der Ihre Tochter glücklich machen, und es früher oder später zu etwas bringen wird; denn im Grunde ist die Stellung seines Vaters vortrefflich."

„Hm!" erwiederte Danglars.

„Woher dieser Zweifel?"

„Ich denke immer noch an die Vergangenheit... an jene dunkle Vergangenheit."

„Aber die Vergangenheit des Vaters ging den Sohn nichts an."

„Allerdings! Allerdings!"

„Nun, setzen Sie sich nichts in den Kopf; vor einem Monate fanden Sie es vortrefflich, diese Heirath zu schließen... Sie begreifen, ich bin äußerst betrübt darüber, denn bei mir sahen Sie diesen jungen Cavalcanti, den ich nicht kenne, ich wiederhole es Ihnen."

„Aber ich kenne ihn," sagte Danglars, „das ist genug."

„Sie kennen ihn? Haben Sie denn Erkundigungen über ihn eingezogen?" fragte Monte-Christo.

„Ist dieß nöthig? Und weiß man nicht bei dem ersten Anblicke, mit wem man es zu thun habe?... Zuvörderst ist er reich."

„Ich behaupte es nicht für gewiß."

„Sie stehen doch gut für ihn?"

„Für fünfzigtausend Livres, eine Kleinigkeit."

„Er hat eine vornehme Erziehung."

„Hm!“ meinte Monte-Christo.

„Er ist Musiker.“

„Alle Italiener sind es.“

„Sehen Sie, Graf, Sie lassen diesem jungen Manne keine Gerechtigkeit widerfahren.“

„Wohlan, ja, ich gesteh's, ich sehe mit Betrübniß, daß er, obgleich er Ihre Verpflichtungen gegen Morcerf kennt, sich so dazwischen drängt, und sein Glück bei den Damen mißbraucht.“

Danglars begann zu lachen. „O! was sind Sie doch für ein Puritaner!“ sagte er; „dieß geschieht ja alle Tage auf der Welt.

„Sie können denn doch nicht so brechen, mein lieber Herr Danglars; die Morcerf's rechnen auf diese *Heirath*.“

„Sie rechnen darauf?“

„Bestimmt.“

„So mögen sie sich erklären. Sie sollten hiewegen bei dem Vater einige Worte fallen lassen, mein lieber Graf, da Sie so gut mit diesem Hause stehen.“

„Ich? Und wo zum Teufel sahen Sie dieß?“

„Ei, auf ihrem Balle, dünkt mir. Wie! Die Gräfin, die stolze Mercédès, die geringschätzige Catalonierin, die ihren ältesten Bekanntschaften gegenüber kaum den Mund zu öffnen geruht, nahm Ihren Arm, ging mit Ihnen in den Garten, schlug die kleinsten Alleen *ein*, und erschien erst nach einer halben Stunde wieder.“

„Ah! Baron, Baron,“ sagte Albert, „Sie hindern uns, zu hören; welche Barbarei bei einem leidenschaftlichen Musikfreunde, wie Sie sind!“

„Gut, gut, Herr Spötter,“ versetzte Danglars. Dann

wendete er sich zu Monte-Christo, und fragte: „Uebernehmen Sie es, dieß dem Vater zu sagen?"

„Gerne, wenn Sie es wünschen."

„Aber dießmal muß die Sache auf eine bestimmte und definitive Weise in's Reine kommen; vorzüglich soll er um meine Tochter anhalten, eine Zeit festsetzen, seine Geldbedingungen erklären, damit man sich verständige oder trenne; doch keinen Aufschub mehr, Sie verstehen."

„Wohlan, dieser Schritt wird geschehen."

„Ich sage Ihnen nicht, daß ich ihn mit Vergnügen erwarte, aber ich erwarte ihn denn doch: ein Banquier, wie Sie wissen, muß der Sclave seines Wortes seyn." Und Danglars stieß einen von jenen Seufzern aus, welche Cavalcanti der Sohn eine halbe Stunde früher vernehmen ließ.

„Bravi! Bravo! Brava!" rief Morcerf, den Banquier parodirend, und dem Ende des Stückes Beifall klatschend.

Danglars begann Albert über die Achsel anzusehen, als man kam, und ihm einige Worte ganz leise zuflüsterte. „Ich komme wieder," sagte der Banquier zu Monte-Christo, „erwarten Sie mich, ich werde Ihnen vielleicht gleich etwas zu sagen haben." Und er ging fort. Die Baronin benützte die Abwesenheit ihres Gatten, um die Thüre des Studirsalons ihrer Tochter wieder aufzudrücken, und man sah wie eine Springfeder Herrn Andrea sich aufrichten, der mit dem Fräulein Eugenie am Claviere saß. Albert verbeugte sich lächelnd vor dem Fräulein Danglars, die, ohne im Geringsten verstört zu scheinen, seine Begrüßung so kalt wie gewöhnlich erwiederte.

Cavalcanti schien offenbar verlegen; er grüßte Morcerf, der ihm seinen Gruß mit der impertinentesten Miene von der Welt erwiederte. Hierauf begann Albert, sich in Lobeserhebungen der Stimme des Fräuleins Danglars zu erschöpfen, und sein Bedauern auszudrücken, im Hinblicke auf das so eben Gehörte, bei der Soirée am vorigen Tage nicht gegenwärtig gewesen zu seyn. Cavalcanti, sich selbst überlassen, nahm Monte-Christo bei Seite.

„Genug der Musik und Complimente nun," sagte Madame Danglars, „kommen Sie zum Thee!"

„Komm, Louise," sagte Fräulein Danglars zu ihrer Freundin.

Man ging in den anstossenden Salon, wo wirklich der Thee bereit stand. In dem Momente, da man, nach englischer Manier, die Löffel in den Tassen stecken zu lassen begann, ging die Thüre auf, und Danglars erschien wieder, sichtbar sehr aufgeregt. Vorzüglich Monte-Christo bemerkte diese Aufregung, und fragte den Banquier mit dem Blicke. „Nun denn," sagte Danglars, „ich erhielt so eben meinen Kurier aus Griechenland."

„Ah! Ah!" versetzte der Graf, „rief man Sie deßhalb ab?"

„Ja."

„Wie befindet sich der König Otto?" fragte Albert mit dem muntersten Tone.

Danglars schaute ihn über die Achsel an, ohne ihm zu antworten, und Monte-Christo wendete sich ab, um den Ausdruck von Mitleiden zu verbergen, der so eben in seinem Gesichte erschienen war, und sich fast alsogleich verlor.

„Wir werden miteinander fortgehen, nicht wahr?“ fragte Albert den Grafen.

„Ja, wenn Sie wollen,“ antwortete dieser.

Albert konnte diesen Blick des Banquier nicht verstehen; daher wendete er sich zu Monte-Christo, der ihn vollkommen verstanden hatte, mit der Frage: „Haben Sie gesehen, wie er mich anschaute?

„Ja,“ antwortete der Graf; „aber finden Sie etwas Besonderes in seinem Blicke?“

„Das will ich glauben; doch was will er mit seinen Nachrichten aus Griechenland sagen?“

„Wie soll ich dieß nach Ihrer Meinung wissen?“

„Weil Sie, wie ich vermuthe, Verbindungen in jenem Lande haben!“

Monte-Christo lächelte, wie man immer lächelt, wenn man sich einer Antwort überheben will.

„Da kommt er auf Sie zu,“ äußerte Albert; „ich will dem Fräulein Danglars mein Compliment zu ihrem Camee *) machen; inzwischen wird der Vater Zeit haben, mit Ihnen zu sprechen.“

„Wenn Sie ihr ein Compliment machen, so machen Sie ihr es doch über ihre Stimme,“ erwiederte Monte-Christo.

---

*) Camee heißt eigentlich ein geschnittener Stein, welcher zwei Schichten von verschiedener Farbe hat, deren eine die erhabene Figur geworden, die andere aber der Grund derselben ist; in weiterer Bedeutung werden alle erhaben geschnittene kostbare Steine Cameen genannt.

D. Ü.

„Nein, dieß würde Jedermann thun.“

„Mein lieber Vicomte,“ sagte Monte=Christo, „Sie haben die Albernheit der Impertinenz.“

Albert näherte sich Eugenien mit dem Lächeln auf den Lippen. Mittlerweile näherte sich Danglars zum Ohre des Grafen. „Sie gaben mir einen vortrefflichen Rath,“ sagte er, „und es giebt eine ganze schreckliche Geschichte in Bezug auf die beiden Worte: Fernand und Janina.“

„Ah pah!“ versetzte Monte=Christo.

„Ja, ich werde Ihnen dieß erzählen; doch nehmen Sie den jungen Mann mit; ich wäre jetzt in zu großer Verlegenheit, bei ihm zu bleiben.“

„Ich thu's; er begleitet mich; muß ich Ihnen dennoch den Vater schicken?“

„Mehr als jemals.“ „Gut.“ Der Graf gab Albert ein Zeichen. Beide verbeugten sich vor den Damen, und gingen fort: Albert mit einer völlig gleichgültigen Miene gegen die Geringschätzung des Fräuleins Danglars; Monte=Christo, der Madame Danglars seine Rathschläge in Bezug auf die Vorsicht wiederholend, die eine Banquiersfrau haben soll, ihre Zukunft sicher zu stellen. Herr Cavalcanti blieb Meister des Schlachtfeldes.

Haydée.

Kaum hatten die Pferde des Grafen um die Ecke des Boulevard getrabt, als Albert sich zum Grafen umwendete, und in ein lautes Gelächter ausbrach, in ein allzuschallendes, um nicht ein wenig erzwungen zu seyn. „Wohlan,“ sagte er zu ihm, „ich frage Sie, wie König

Karl IX. Katharina von Medicis nach der Bartholomäusnacht fragte: Wie finden Sie, daß ich meine kleine Rolle spielte?"

„In welcher Beziehung?" fragte Monte-Christo.

„Nun, in Beziehung auf die Installation meines Nebenbuhlers bei Herrn Danglars?"

„Was für eines Nebenbuhlers?"

„Pardieu, was für eines Nebenbuhlers! Ihres Schützlings, des Herrn Andrea Cavalcanti!"

„O! keine schlechten Späße, Vicomte; ich beschütze Herrn Andrea durchaus nicht, wenigstens nicht bei Herrn Danglars.

„Dieß würde ich Ihnen zum Vorwurfe machen, wenn der junge Mann des Beschützens bedürfte. Aber zum Glücke für mich kann er es entbehren."

„Wie! Sie glauben, daß er ihr den Hof macht?"

„Ich stehe Ihnen gut dafür; wenn er seufzend die Augen rollt, seine Sprache zu den Tönen eines Verliebten sich erhebt, der nach der Hand der stolzen Eugenie strebt. Ei! da hab' ich einen Vers gemacht! Mein Ehrenwort, das ist nicht meine Schuld! Gleichviel, ich wiederhole es, er strebt nach der Hand der stolzen Eugenie."

„Was liegt daran, wenn man nur an Sie denkt!"

„Sagen Sie dieß nicht, mein lieber Graf, man begegnet mir von beiden Seiten unartig."

„Wie! Von beiden Seiten?

„Gewiß: das Fräulein Eugenie antwortet mir kaum, und das Fräulein von Armilly, ihre Vertraute, antwortet mir gar nicht."

„Ja, aber der Vater verehrt Sie sehr," erwiederte Monte-Christo.

„Er? Ei, im Gegentheile, er stieß mir tausend Dolche in's Herz, freilich in den Griff zurückgehende Dolche, Trauerspieldolche, die er jedoch geradezu für wirkliche hielt."

„Die Eifersucht ist ein Beweis von Liebe."

„Ja, aber ich bin nicht eifersüchtig."

„Er ist's, er!"

„Auf wen? Auf Debray?"

„Nein, auf Sie."

„Auf mich? Ich wette, daß er mir vor Ablauf von acht Tagen die Thüre vor der Nase zugemacht hat."

„Sie täuschen sich, mein lieber Vicomte."

„Einen Beweis?"

„Wollen Sie ihn?"

„Ja."

„Ich bin beauftragt, den Herrn Grafen von Morcerf zu bitten, einen definitiven Schritt bei dem Barone zu thun."

„Von wem sind Sie beauftragt?"

„Vom Barone selbst."

„O!" versetzte Albert mit der ganzen Einschmeichelung, deren er fähig war, „Sie werden dieß nicht thun, nicht wahr, mein lieber Graf?"

„Sie irren sich, Albert, ich werde es thun, weil ich es versprach."

„Ah!" erwiederte Albert seufzend, „es scheint, daß Sie darauf erpicht sind, mich zu verheirathen."

„Ich bin darauf erpicht, mit Jedermann auf gutem

Fuße zu stehen; aber, da Sie eben Debray nannten, warum seh' ich ihn nicht mehr bei der Baronin?"

„Er ist entzweiet."

„Mit der Madame?"

„Nein, mit dem Herrn."

„Hat er denn etwas gemerkt?"

„Ah! ein hübscher Scherz!"

„Glauben Sie, daß er es vermuthete?" fragte Monte-Christo mit einer charmanten Treuherzigkeit.

„Ah! wo kommen Sie denn her, mein lieber Graf?"

„Von Congo, Ihnen zu dienen."

„Das ist noch nicht weit genug."

„Kenne ich Ihre Pariserehemänner?"

„Ei, mein lieber Graf, die Ehemänner sind überall die nämlichen; so wie Sie in irgend einem Lande das Individuum studirt haben, kennen Sie auch das Geschlecht."

„Aber was für eine Ursache konnte dann Danglars mit Debray entzweien? Sie schienen sich so gut zu verstehen," äußerte Monte-Christo mit wiederholter Treuherzigkeit.

„Ah! da gelangen wir zu den Mysterien der Isis, und ich bin nicht eingeweiht. Wenn Herr Cavalcanti der Sohn zur Familie gehören wird, werden Sie ihn darum fragen."

Der Wagen hielt. „Nun sind wir angekommen," sagte Monte-Christo; „es ist erst halb eilf Uhr; kommen Sie doch herauf!"

„Sehr gerne."

„Mein Wagen wird Sie nach Hause bringen."

„Nein, ich danke, meine Halbkutsche wird uns gefolgt seyn.“

„Da ist sie wirklich,“ erwiederte Monte-Christo, aus dem Wagen springend. Beide gingen in das Haus; der Salon war erleuchtet; sie begaben sich in denselben.

„Lassen Sie uns Thee machen, Baptistin,“ sagte Monte-Christo.

Baptistin ging fort, ohne ein Wort zu sprechen. Zwei Secunden nachher erschien er wieder mit einer wohlbesetzten Platte, die, gleich den Erfrischungen in Zaubergemächern, aus dem Boden zu kommen schien.

„Wahrhaftig,“ äußerte Morcerf, „was ich bei Ihnen bewundere, mein lieber Graf, ist nicht Ihr Reichthum; vielleicht gibt es reichere Leute, als Sie; es ist nicht Ihr Geist; Beaumarchais besaß mehr nicht, aber eben so viel; es ist Ihre Art, bedient zu werden, ohne daß man Ihnen ein einziges Wort erwiedert, auf die Minute, auf die Secunde, wie wenn man aus der Manier, womit Sie schellen, errieth, was Sie zu haben wünschen, und wie wenn Alles, was Sie zu haben wünschen, immer schon bereit wäre.“

„Was Sie sagen, ist ein wenig wahr. Man kennt meine Gewohnheiten. Ich will Ihnen ein Beispiel weisen: wünschen Sie nicht irgend etwas zu thun, indem Sie Thee trinken?“

„Pardieu! ich wünsche zu rauchen.“

Monte-Christo trat zur Glocke, und schlug darauf. Nach Verlauf einer Secunde öffnete sich eine geheime Thüre, und Ali erschien mit zwei türkischen, mit vortrefflichem Latakie gestopften Pfeifen.

„Das ist wunderbar," sagte Morcerf.

„Nein doch, es ist ganz natürlich," versetzte Monte-Christo; „Ali weiß, daß ich, wenn ich Thee oder Caffe trinke, gewöhnlich rauche; er weiß, daß ich Thee verlangte; er weiß, daß ich mit Ihnen nach Hause kam; er hört, daß ich ihm rufe; er vermuthet die Ursache, und da er aus einem Lande ist, wo die Pfeife eine große Gastfreundschaftsrolle spielt, bringt er statt einer türkischen Pfeife, deren zwei.

„Gewiß, dieß ist eine Erklärung, wie eine andere; aber es ist nicht weniger wahr, daß nur Sie ... O! was hör' ich?" Und Morcerf neigte sich zur Thüre, durch welche Töne klangen, die jenen einer Guitarre glichen.

„Meiner Treue, mein lieber Vicomte, Sie sind diesen Abend ein Opfer der Musik; Sie entgehen nur dem Claviere des Fräulein Danglars, um in die Guzzla von Haydée zu fallen."

„Haydée! Welch ein entzückender Name! Es gibt also weibliche Wesen, die wirklich anderswo Haydéee heißen, als in den Gedichten von Lord Byron?"

„Allerdings; Haydée ist in Frankreich ein sehr seltener, in Albanien und Epirus aber ein ziemlich gewöhnlicher Name; er bedeutet so viel, wie wenn Sie zum Beispiele sagen würden: Keuschheit, Scham, Unschuld; er ist eine Art von Taufname, wie Ihre Pariser sagen."

„O! wie charmant dieß ist," versetzte Albert, „wie gerne sähe ich es, daß unsere Französinnen Fräulein Güte, Fräulein Schweigen, Fräulein christliche Liebe hießen! Sagen Sie doch, wenn das Fräulein Danglars

anstatt Claire Marie Eugenie zu heißen, wie man sie nennt, Fräulein Keuschheit — Scham — Unschuld Danglars hieße, alle Wetter! welche Wirkung würde dieß bei einem öffentlichen Aufgebote der Verlobten machen!"

„Spaßvogel!" sagte der Graf; „scherzen Sie nicht so laut, Haydée könnte Sie hören."

„Würde Sie darüber böse werden?"

„Nein," antwortete der Graf mit seiner stolzen Miene.

„Ist sie eine gute Person?" fragte Albert.

„Es ist nicht Güte, es ist Pflicht: eine Sklavin wird auf ihren Gebieter nicht böse."

„Gehen Sie doch! Scherzen Sie nicht selbst. Gibt es denn noch Sclavinnen?"

„Ohne Zweifel, weil Haydée die meinige ist."

„In der That, Sie thun nichts und haben nichts, wie ein Anderer. Sclavin des Herrn Grafen von Monte-Christo! Das ist eine Stellung in Frankreich. Nach der Art zu schließen, wie Sie mit dem Golde umgehen, muß dieser Posten jährlich einmalhunderttausend Thaler eintragen."

„Einmalhunderttausend Thaler! Das arme Kind besaß mehr, als so viel, sie kam auf Schätzen liegend zur Welt, gegen die jene aus tausend und eine Nacht sehr unbedeutend sind."

„Sie ist also wirklich eine Prinzessin?"

„Ja, und sogar eine der vornehmsten ihres Landes."

„Ich vermuthete es. Aber wie ist eine vornehme Prinzessin eine Sclavin geworden?"

„Wie ist Dionys der Tyrann Schulmeister gewor-

den? Durch Zufall des Krieges, mein lieber Vicomte, durch Launen des Glückes.“

„Und ihr Name ist ein Geheimniß?“

„Für Jedermann, ja, aber nicht für Sie, mein lieber Vicomte, der Sie einer von meinen Freunden sind, und schweigen werden, nicht wahr, wenn Sie mir zu schweigen versprechen?“

„O! mein Ehrenwort!“

„Sie kennen die Geschichte des Pascha von Janina?“

„Des Ali-Tebelin? Allerdings, da mein Vater in den Diensten desselben sein Glück machte.“

„Richtig, ich hatte es vergessen.“

„Nun denn, in welcher Beziehung steht Haydée zu Ali-Tebelin?“

„Sie ist ganz einfach seine Tochter.“

„Wie, die Tochter des Ali-Pascha?“

„Und der schönen Basiliki.“

„Und sie ist Ihre Sclavin?“

„O! mein Gott, ja.“

„Wie so?“

„Ei, da ich eines Tages in Constantinopel auf den Markt ging, kaufte ich sie.“

„Das ist herrlich! Bei Ihnen, mein lieber Graf, lebt man nicht, man träumt. Hören Sie, um was ich Sie jetzt bitten möchte, ist sehr indiscret.“

„Sprechen Sie immerhin.“

„Da Sie jedoch mit ihr ausfahren, da Sie dieselbe in die Oper führen . . .“

„Weiter?“

„So kann ich es wohl wagen, Sie darum zu bitten.“

„Sie können es wagen, mich um Alles zu bitten.“

„Nun denn, mein lieber Graf, stellen Sie mich Ihrer Prinzessin vor.“

„Gerne, aber unter zwei Bedingungen.“

„Ich nehme sie zum Voraus an.“

„Die erste ist, daß Sie diese Vorstellung niemals Jemanden erzählen werden.“

„Sehr wohl.“ Morcerf streckte die Hand aus. „Ich schwöre es.“

„Die zweite, daß Sie ihr nicht sagen, daß Ihr Vater bei dem ihrigen gedient hat.“

„Ich schwöre es auch.“

„Vortrefflich. Vicomte, Sie werden sich dieser beiden Schwüre erinnern, nicht wahr?“

„O!“ sagte Albert.

„Sehr wohl. Ich kenne Sie als Mann von Ehre.“

Der Graf schlug von Neuem auf die Glocke. Ali erschien wieder. „Setze Haydée in Kenntniß,“ sagte er zu ihm, „daß ich bei ihr Caffe trinken will, und melde ihr, daß ich sie um die Erlaubniß ersuche, ihr einen meiner Freunde vorzustellen.“

Ali verbeugte und entfernte sich.

„Also, es bleibt dabei, keine unmittelbaren Fragen, lieber Vicomte. Wenn Sie irgend etwas zu wissen wünschen, fragen Sie mich darum, und ich werde sie fragen.“

„Es bleibt dabei.“

Ali erschien zum drittenmal, und lüftete den Thürvorhang, um seinem Herrn und Albert anzudeuten, daß

sie eintreten könnten. „Gehen wir hinein," sagte Monte-Christo.

Albert fuhr mit der Hand in seine Haare, und ordnete seinen Knebelbart, der Graf nahm seinen Hut, zog seine Handschuhe an, und ging Albert in das Gemach voran, welches Ali wie eine vorgeschobene Schildwache bewachte, und die drei, von Myrtho commandirten französischen Kammerfrauen wie einen Posten vertheidigten. Haydée wartete im ersten Gemache, welches der Salon war, mit vor Erstaunen aufgesperrten Augen; denn dieß war das erstemal, daß ein anderer Mann, als Monte-Christo, zu ihr kam; sie saß mit gekreuzten Beinen in der Ecke eines Sopha's, und hatte sich in die gestreiften und gestickten Seidenstoffe, die kostbarsten des Orients, so zu sagen ein Nest gemacht. Neben ihr lag das Instrument, dessen Töne sie verriethen; sie war holdselig anzuschauen. Monte-Christo gewahrend, erhob sie sich mit dem nur ihr eigenen doppelten Lächeln der Tochter und der Geliebten; Monte-Christo ging zu ihr, und reichte ihr seine Hand, auf die sie, wie gewöhnlich, ihre Lippen drückte. Albert war bei der Thüre stehen geblieben, von jener fremdländischen Schönheit bezaubert, die er zum erstenmale sah, und von der man sich in Frankreich keine Idee machen konnte.

„Wen bringst Du mir?" fragte das junge Mädchen Monte-Christo in neugriechischer Sprache, „einen Bruder, einen Freund, einen einfachen Bekannten, oder einen Feind?"

„Einen Freund," antwortete Monte-Christo in derselben Sprache.

„Sein Name?"

„Graf Albert, denselben, welchen ich in Rom aus den Händen der Banditen befreiete."

„In welcher Sprache soll ich mit ihm sprechen?"

Monte-Christo wendete sich zu Albert: „Sprechen Sie das moderne Griechisch?" fragte er den jungen Mann.

„Ach!" antwortete Albert, „nicht einmal das Altgriechische, mein lieber Graf; nie hatten Homer und Plato einen armseligeren, und ich möchte fast sagen, einen geringschätzigeren Schüler."

„Dann," äußerte Haydée, durch ihre eigene Bitte beweisend, daß sie Monte-Christo's Frage und Albert's Antwort verstand, „werde ich Französisch oder Italienisch sprechen, woferne mein Seigneur will, daß ich spreche."

Monte-Christo sann einen Augenblick nach: „Sprich Italienisch," sagte er. Dann zu Albert sich wendend, „Es ist fatal, daß Sie das moderne Griechisch oder das Altgriechische nicht verstehen, da Haydée diese beiden Sprachen bewundernswürdig spricht; das arme Kind wird genöthiget seyn, Italienisch mit Ihnen zu sprechen, was Ihnen vielleicht eine falsche Idee von ihr beibringen wird."

Er gab Haydée ein Zeichen.

„Sey willkommen, Freund, der Du mit meinem Seigneur und Gebieter kommst," sagte das junge Mädchen in vortrefflicher toskanischer Mundart, und mit jenem sanften römischen Accente, der Dante's Sprache eben so wohlklingend macht, wie die Sprache Homer's; „Ali, Caffe und Pfeifen!"

Und Haydée machte mit der Hand Albert ein Zeichen, sich zu nähern, während Ali sich entfernte, um

die Befehle seiner jungen Gebieterin zu vollziehen. Monte-Christo wies Albert zwei Stühle, und Jeder nahm sich den seinigen, um ihn zu einer Art von Gueridon zu rücken, in dessen Mitte eine griechische Pfeife lag, und welchen natürliche Blumen, Zeichnungen, und Musikalbums bedeckten. Ali kam zurück, und brachte Caffe und türkische Pfeifen; Herr Baptistin durfte dieses Gemach nicht betreten. Albert lehnte die Pfeife ab, welche ihm der Nubier reichte.

„O! nehmen Sie, nehmen Sie," sagte Monte-Christo; „Haydée ist fast so civilisirt, wie eine Pariserin: der Havanna ist ihr unangenehm, weil sie die schlechten Gerüche nicht liebt; aber der Tabak des Oriens ist ein Wohlgeruch, wie Sie wissen."

Ali entfernte sich. Der Caffe in den Tassen war schon bereitet; nur hatte man für Albert eine Zuckerdose beigefügt. Monte-Christo und Haydée tranken ihn nach Art der Araber, nämlich ohne Zucker. Haydée streckte die Hand aus, und ergriff mit der Spitze ihrer kleinen, rosigen und zarten Finger die Tasse von japanischem Porcellain, die sie mit dem naiven Vergnügen eines Kindes, das eine Lieblingssache trinkt oder ißt, an ihre Lippen brachte. Zu gleicher Zeit traten zwei Zofen ein, welche zwei andere mit Eis und Sorbet beladene Platten trugen, die sie auf zwei kleine dazu bestimmte Tische stellten.

„Mein lieber Wirth, und Sie Signora," sprach Albert auf Italienisch, „entschuldigen Sie mein Erstaunen. Ich bin ganz betäubt, und dieß ist sehr natürlich; denn ich finde hier im Schooße von Paris den Orient wieder,

den ächten Orient, nicht so, wie ich ihn unglücklicherweise sah, sondern wie ich ihn träumte; eben erst hörte ich die Omnibus rollen und die Schellen der Limonadehändler klingeln. O! Signora, möchte ich doch griechisch sprechen können, Ihre Conversation, zu dieser feenhaften Umgebung gesellt, dürfte mir einen Abend bereiten, an den ich mich immer erinnern würde."

„Ich spreche das Italienische hinreichend, um mit Ihnen zu reden, mein Herr," erwiederte Haydée ruhig, „und ich werde mein Bestes thun, damit Sie den Orient, wenn Sie ihn lieben, hier wieder finden."

„Worüber kann ich mit ihr sprechen?" fragte Albert ganz leise Monte-Christo.

„Ueber Alles, was Sie wollen; über ihr *Vaterland*, über ihre Jugend, über ihre Erinnerungen, oder, wenn es Ihnen lieber ist, über Rom, Neapel oder Florenz."

„O!" versetzte Albert, „es würde sich nicht der Mühe lohnen, eine Griechin vor sich zu haben, um über all das mit ihr zu sprechen, worüber man mit einer Pariserin sprechen würde; lassen Sie mich über den Orient mit ihr sprechen."

„Thun Sie es, mein lieber Albert; dieß ist ihr das angenehmste Gespräch."

Albert wendete sich zu Haydée. „In welchem Alter, Signora, haben Sie Griechenland verlassen?" fragte er.

„Mit fünf Jahren," antwortete Haydée.

„Und Sie erinnern sich Ihres Vaterlandes?" fragte Albert.

„Wenn ich die Augen schließe, seh' ich Alles wieder, was ich sah. Es gibt zwei Blicke: den Blick des Leibes

und den Blick der Seele. Der Blick des Leibes kann bisweilen vergessen, aber der Blick der Seele erinnert sich immer."

„Und wie weit zurück können Sie sich erinnern?"

„Ich konnte noch kaum gehen; meine Mutter, welche Vasiliki heißt, . . . Vasiliki will sagen „„königlich,"" fügte das junge Mädchen bei, den Kopf erhebend, . . . „meine Mutter nahm mich bei der Hand, und wir gingen fort, Beide mit einem Schleier bedeckt, nachdem wir alles Gold, welches wir besaßen, in die Börse gesteckt hatten, und baten um Almosen für die Gefangenen mit den Worten: „„Wer den Armen gibt, leiht Gott."" *) Wenn dann unsere Börse voll war, kehrten wir in den Palast zurück, und schickten, ohne meinem Vater etwas zu sagen, alles Geld, das man uns in der Meinung gab, wir seyen arme Frauenspersonen, dem Schaffner des Klosters, der es unter die Gefangenen vertheilte."

„Und wie alt waren Sie damals?"

„Drei Jahre," antwortete Haydée.

„Dann erinnern Sie sich ja an Alles dessen, was seit dem Alter von drei Jahren um Sie herum vorging?"

„An Alles."

„Graf," sagte Morcerf ganz leise zu Monte-Christo, „Sie sollten der Signora erlauben, uns etwas von ihrer Geschichte zu erzählen. Sie haben mir verboten, mit ihr von meinem Vater zu sprechen, aber vielleicht wird sie mit mir davon reden, und Sie haben keine

---

*) Sprüchwörter XIX.

A. D.

Idee davon, wie glücklich ich mich schätzen würde, unsern Namen von einem so schönen Munde zu hören."

Monte-Christo wendete sich zu Haydée, und sagte zu ihr mit einem Zeichen der Augenbraue, welches ihr andeutete, die größte Aufmerksamkeit der Anempfehlung zu schenken, die er ihr machen wolle, auf Griechisch: „Patros men atén, mé dé onoma prodotou kai prodosian, eipe êmin." *)

Haydée stieß einen tiefen Seufzer aus, und eine düstere Wolke glitt über ihre so reine Stirne.

„Was sagen Sie zu ihr?" fragte Morcerf ganz leise.

„Ich wiederhole ihr, daß Sie ein Freund sind, und sie Ihnen gegenüber nichts zu verhehlen brauche."

„Jene fromme Pilgerschaft für die Gefangenen, *ist* also Ihre erste Erinnerung; welche ist die nächste?" fragte Albert.

„Die nächste? Ich erblicke mich im Schatten der Maulbeerfeigenbäume, neben einem See, dessen zitternden Spiegel ich noch durch das Laubwerk hindurch gewahre; an dem ältesten und dichtesten saß mein Vater auf Polstern, und während meine Mutter zu seinen Füssen lag, spielte ich, ein schwaches Kind, mit seinem weißen Barte, der auf seine Brust herabwallete, und mit dem Dolche mit diamantenem Griffe, der in seinem Gürtel stack; von Zeit zu Zeit kam dann ein Albaneser, der ihm einige Worte sagte, auf die ich nicht Acht gab, und welche er

---

*) Wörtlich: „Das Schicksal Deines Vaters, aber weder den Namen des Verräthers noch die Verrätherei, erzähle uns." A. D.

mit dem nämlichen Tone der Stimme beantwortete, mochte er sagen: „Tödtet!“ oder „Begnadiget!“

„Es ist sonderbar,“ versetzte Albert, „solche Aeußerungen aus dem Munde eines jungen Mädchens anderswo, als auf einem Theater zu vernehmen, und dabei zu denken: Es ist keine Erdichtung. Ei,“ fragte Albert, „wie finden Sie bei diesem so poetischen Horizonte, bei dieser so wunderbaren Ferne Frankreich?“

„Ich glaube, daß es ein schönes Land ist,“ antwortete Haydée, „aber ich sehe Frankreich, wie es ist, denn ich sehe es mit Frauenaugen, während mir dagegen dünkt, daß mein Vaterland, das ich nur mit meinen Kindesaugen sah, immer in einen leuchtenden oder düsteren Nebel gehüllt ist, je nachdem meine Erinnerungen es zu einem süßen Vaterlande, oder zu einem Orte bitterer Leiden machen.“

„Und wie konnten Sie, so jung erst, schon leiden, Signora?“ fragte Albert, wider seinen Willen von der Macht der Alltäglichkeit bezwungen.

Haydée schaute auf Monte-Christo, der mit einem unmerkbaren Zeichen murmelte: „Eipe!“ *)

„Nichts haftet so sehr in der Tiefe der Seele, als die ersten Erinnerungen, und mit Ausnahme der beiden, von mir so eben erzählten, sind alle Erinnerungen meiner Jugend traurig.“

„Sprechen Sie, sprechen Sie, Signora,“ sagte Albert, „ich schwöre Ihnen, daß ich Sie mit unaussprechlicher Wonne anhöre.“

---

*) „Erzähle!“ A. D.

Haydée lächelte traurig. „Wollen Sie denn, daß ich zu meinen andern Erinnerungen übergehe?“ fragte sie.

„Ich bitte Sie inständig darum,“ antwortete Albert.

„Wohlan, ich war vier Jahre alt, als ich eines Abends von meiner Mutter geweckt wurde. Wir waren im Palaste von Janina; sie nahm mich von den Polstern weg, auf denen ich ruhte, und als ich meine Augen öffnete, sah ich die ihrigen in Thränen schwimmen. Sie trug mich fort, ohne ein Wort zu sprechen. Als ich sie weinen sah, wollte ich auch weinen. Stille! Kind! sagte sie. Oft, ungeachtet der mütterlichen Tröstungen oder Drohungen, fuhr ich fort, launenhaft, wie alle Kinder, zu weinen; dießmal aber hatte die Stimme meiner armen Mutter einen solchen Anklang von Schrecken, daß ich auf der Stelle schwieg. Sie trug mich rasch fort. Ich sah dann, daß wir über eine breite Treppe hinuntergingen, vor uns stiegen alle Frauen meiner Mutter, Kästchen tragend, Säckchen, Schmucksachen, Juwelen, goldgefüllte Börsen, die nämliche Treppe hinunter, oder rannten vielmehr hinab. Hinter den Frauen folgte eine Wache von zwanzig Mann, mit langen Flinten und Pistolen bewaffnet, und in jener Tracht, welche Sie in Frankreich kennen, seitdem Griechenland wieder eine Nation geworden ist. Glauben Sie mir,“ fügte Haydée bei, den Kopf schüttelnd, und bei dieser bloßen Erinnerung erbleichend, „es lag etwas Unheimliches in dieser langen Reihe von durch den Schlaf halb betäubten Sclaven und Frauen, oder wenigstens stellte ich es mir so vor, die ich vielleicht die andern für schlaftrunken hielt, weil ich selbst nicht recht erwacht war. Auf

der Treppe rannten riesige Schatten, die im Widerscheine der Pechfackeln an den Gewölben hingaukelten. Schnell voran! rief eine Stimme im Hintergrunde der Gallerie. Diese Stimme beugte Jedermann, wie der über die Ebene hinstreichende Wind ein Aehrenfeld beugt. Mich machte sie schaudern. Diese Stimme war jene meines Vaters. Er schloß den Zug, angethan mit seinen prächtigen Kleidern, seinen Carabiner in der Hand, welchen ihm Ihr Kaiser gab, und auf seinen Liebling Selim gestützt, trieb er uns vor sich her, wie es ein Hirt mit einer erschrockenen Herde macht. Mein Vater," sagte Haydée, den Kopf erhebend, „war jener berühmte Mann, welchen Europa unter dem Namen Ali-Tebelin, Pascha von Janina gekannt, und vor dem die Türkei gezittert hat."

Ohne zu wissen, warum, schauderte Albert, als er diese mit einem unbeschreiblichen Tone von Stolz und Würde ausgesprochenen Worte vernahm; es dünkte ihm, daß irgend etwas Düsteres und Schreckliches in den Augen des jungen Mädchens blitzte, als sie, gleich einer Pythia *), die ein Gespenst bannt, das Andenken an eine blutige Gestalt wieder weckte, die ihr schrecklicher Tod den Augen des gleichzeitigen Europa riesenhaft erscheinen ließ.

„Bald hielt der Zug an," fuhr Haydée fort; „wir waren am Fuße der Treppe und am Ufer eines See's. Meine Mutter preßte mich an ihre heftig pochende Brust, und ich sah zwei Schritte hinter uns meinen Vater, der

*) Apollo's Priesterin oder Weissagerin zu Delphi.
D. Ü.

nach allen Seiten hin besorgte Blicke warf. Vor uns breiteten sich vier Marmorstufen hin, und am Fuße der letzten Stufe wogte eine Barke. Von da aus, wo wir waren, sah man inmitten des See's eine schwarze Masse sich erheben; es war der Kiosk, wohin wir uns begaben. Der Kiosk erschien mir, vielleicht wegen der Dunkelheit, in beträchtlicher Entfernung. Wir stiegen in die Barke hinab. Ich erinnere mich, daß die Ruder, das Wasser berührend, kein Geräusch machten; ich lehnte mich über Bord, um sie anzuschauen; sie waren mit den Gürteln unserer Palikaren umwickelt. Außer den Ruderern waren in der Barke nur Frauen, mein Vater, meine Mutter, Selim und ich. Die Palikaren waren am Ufer des See's geblieben, bereit, im Falle einer Verfolgung den Rückzug zu decken, auf der letzten Stufe knieend, indem sie sich aus den übrigen drei Stufen einen Wall bildeten. Unsere Barke flog wie der Wind."

„Warum geht die Barke so schnell?" fragte ich meine Mutter.

„Stille, mein Kind!" antwortete sie, „dieß geschieht, weil wir fliehen."

„Ich verstand dieß nicht. Warum floh mein Vater, er, der Allmächtige, vor dem gewöhnlich die Andern flohen, er, welcher den Wahlspruch angenommen hatte: „Sie hassen mich, aso fürchten sie mich!"

„Mein Vater bewerkstelligte wirklich seine Flucht auf dem See. Man hatte mir seitdem gesagt, daß die Garnison des Schlosses Janina, durch einen langen Dienst ermüdet..." Hier heftete Haydée ihren ausdrucksvollen Blick auf Monte-Christo, dessen Auge nicht von ihren

Augen wich. Das junge Mädchen fuhr also langsam fort, wie Jemand, der erfindet oder unterdrückt. „Sie sagten, Signora," äußerte Albert, der dieser Erzählung die größte Aufmerksamkeit schenkte, „daß die Garnison des Schlosses Janina, durch einen langen Dienst ermüdet . . ."

„Mit dem Seraskier Kourchid unterhandelt hatte, vom Sultane abgeschickt, sich meines Vaters zu bemächtigen; nun faßte mein Vater den Entschluß, nach vorausgegangener Entsendung eines französischen Offiziers, auf den er sein ganzes Vertrauen setzte, an den Sultan, sich in das seit langer Zeit von ihm bereitete Asyl zurückzuziehen, welches er Kataphyghion, nämlich: *seinen* Zufluchtsort, nannte."

„Erinnern Sie sich des Namens dieses Offiziers, Signora?" fragte Albert.

Monte-Christo wechselte mit dem jungen Mädchen einen blitzschnellen, von Morcerf unbemerkt gebliebenen Blick. „Nein," antwortete sie, „ich erinnere mich desselben nicht; aber vielleicht werde ich später mich seiner erinnern, und ihn nennen."

Albert wollte den Namen seines Vaters aussprechen, als Monte-Christo zum Zeichen des Schweigens langsam den Finger erhob; der junge Mann erinnerte sich seines Eides, und schwieg.

„Wir wogten jenem Kioske zu. Ein mit Arabesken geziertes Erdgeschoß mit seinen wasserumspühlten Terrassen, und ein erstes Stockwerk mit der Aussicht auf den See, war Alles, was der Palast den Augen Sichtbares bot. Aber unterhalb des Erdgeschoßes, in die In=

sel sich hindehnend, war ein unterirdischer Bau, eine weite Höhle, wohin man uns führte, meine Mutter, mich und unsere Frauen, und wo, einen einzigen Haufen bildend, sechszigtausend Beutel und zweihundert Fässer lagen; in diesen Beuteln befanden sich fünfundzwanzig Millionen in Gold, und in den Fässern dreißigtausend Pfund Pulver. Neben diesen Fässern stand Selim, der Liebling meines Vaters, von dem ich sprach; er wachte Tag und Nacht, eine Lanze in der Hand, an deren Spitze eine angezündete Lunte glomm; er hatte den Auftrag, auf das erste Zeichen meines Vaters Alles in die Luft zu sprengen, Kiosk, Wachen, Pascha, Frauen und Gold. Ich erinnere mich, daß unsere Sclaven, welche diese furchtbare Nachbarschaft kannten, die Tage und Nächte mit Beten, Weinen und Seufzen zubrachten. Immer noch seh' ich den jungen Soldaten mit dem blassen Teint und schwarzem Auge, und wenn der Engel des Todes zu mir herabschweben wird, so bin ich überzeugt, Selim wieder zu erkennen. Ich könnte nicht sagen, wie viele Tage wir so verlebten: damals wußte ich noch nicht, was die Zeit sey; bisweilen, aber selten, ließ mein Vater meine Mutter und mich auf die Terrasse des Palastes kommen; dieß waren Feststunden für mich, die ich im unterirdischen Baue nur stöhnende Schatten und Selim's glimmende Lanze sah. Mein Vater, vor einer großen Oeffnung sitzend, heftete einen düstern Blick auf die Tiefen des Horizonts, jeden schwarzen Punkt erforschend, der auf dem See erschien, während meine Mutter, neben ihm halb liegend ihren Kopf auf seine Schulter stützte, und ich zu seinen Füssen spielte, mit

dem Erstaunen der Kindheit, welche die Gegenstände noch vergrößert, die Abdachungen des Pindus bewundernd, der am Horizonte emporragte, die Schlösser von Janina, weiß und eckig aus dem blauen Spiegel des See's auftauchend, die unermeßlichen schwarzgrünen, wie Flechten die Felsen des Berges säumenden Gebüsche, die von Weitem Moosen glichen, und in der Nähe riesige Tannen und ungeheuere Myrthenbäume sind. Eines Morgens ließ uns unser Vater holen; meine Mutter hatte die ganze Nacht geweint; wir fanden ihn ziemlich ruhig, aber blässer als gewöhnlich. Gedulde Dich, Vasiliki," sagte er; „heute wird alles zu Ende gehen; heute kommt der Firman *) des Gebieters an, und mein Loos wird entschieden seyn. Ist die Gnade vollständig, so werden wir triumphirend nach Janina zurückkehren; lautet die Nachricht schlecht, so werden wir heute Nacht fliehen."

„Aber wenn sie uns nicht fliehen lassen?" fragte die Mutter.

„O! sey unbesorgt," antwortete Ali lächelnd; „Selim und seine glimmende Lampe bürgen mir für sie. Sie möchten wohl, daß ich todt wäre, aber nicht unter der Bedingung, mit mir zu sterben."

„Meine Mutter antwortete nur mit Seufzern auf diese Tröstungen, die nicht aus dem Herzen meines Vaters kamen. Sie bereitete ihm Eiswasser, das er in jedem Augenblicke trank; denn seit seinem Rückzuge in

*) Ein Befehl bei den Türken, den der Großvezier im Namen des Kaisers ausfertiget; in Ostindien, die schriftliche Erlaubniß, Handel zu treiben.

D. Ueb.

den Kiosk durchglühte ihn ein brennendes Fieber; sie parfümirte seinen weißen Bart, und zündete die türkische Pfeife an, deren in der Luft sich verflüchtigendem Rauche er bisweilen stundenlang zerstreut nachschaute. Plötzlich machte er eine so rasche Bewegung, daß mich Furcht erfaßte. Dann verlangte er, ohne die Augen von dem Punkte abzuwenden, der seine Aufmerksamkeit fesselte, sein Fernrohr. Meine Mutter, weißer als der Stuk, an den sie sich stützte, reichte es ihm. Ich sah die Hand meines Vaters zittern. „Eine Barke! — zwei! — drei!“ murmelte mein Vater; „vier! . . .“ Und er stand auf, ergriff seine Waffen, und schüttete, wie ich mich erinnere, Pulver auf die Zündpfanne seiner Pistolen. „Vasiliki,“ sagte er zu meiner Mutter mit sichtbarem Beben, „dieß ist der Augenblick, welcher über uns entscheiden wird, in einer halben Stunde werden wir die Antwort des erhabenen Kaisers erfahren; begib Dich also mit Haydée in den unterirdischen Bau.“

„Ich will Sie nicht verlassen,“ versetzte Vasiliki; „wenn Sie sterben, mein Gebieter, so will ich mit Ihnen sterben.“

„Geht zu Selim!“ rief mein Vater.

„Leben Sie wohl, mein Gebieter!“ murmelte meine Mutter, gehorchend, und vom Nahen des Todes gebeugt.

„Führet Vasiliki fort!“ sagte mein Vater zu seinen Palikaren. Ich aber, die man vergaß, eilte zu ihm, und streckte meine Hände nach ihm aus; er sah mich, neigte sich zu mir, und küßte mich auf die Stirne. O! dieser Kuß war der letzte, und er ist noch auf meiner Stirne! Im Herabsteigen gewahrten wir durch die Ge-

länder der Terrasse hindurch die Barken, welche auf dem See groß wurden, und, kurz vorher schwarzen Punkten ähnlich, bereits über die Oberfläche der Wellen hinstreichenden Vögeln glichen. Mittlerweile lauerten im Kioske zwanzig Palikaren zu den Füssen meines Vaters und durch das Getäfel verborgen, mit grimmigen Blicken auf die Ankunft jener Schiffe, und hielten ihre langen, mit Perlenmutter und Silber eingelegten Flinten bereit; mein Vater schaute auf seine Uhr, und ging ängstlich auf und ab. Dieß fiel mir auf, als ich meinen Vater nach dem letzten Kusse verließ, den ich von ihm erhielt. Meine Mutter und ich kamen in den unterirrdischen Bau. Selim war noch immer auf seinem Posten; er lächelte uns traurig zu. Wir holten Polster von der andern Seite der Höhle, und setzten uns neben Selim: in großen Gefahren suchen sich ergebene Herzen, und obgleich noch ein kleines Kind, fühlte ich instinktmäßig, daß ein großes Unglück über uns schwebte."

Albert hatte die letzten Momente des Veziers von Janina oft erzählen hören, nicht von seinem Vater, der nie davon sprach, sondern von Fremden, er hatte verschiedene Berichte über seinen Tod gelesen; aber diese in der Person und durch die Stimme des jungen Mädchens lebendig gewordene Erzählung, dieser lebendige Ton und diese elegische Klage, erfüllten ihn gleichmäßig mit einem unaussprechlichen Zauber und Entsetzen. Haydée, von jenen schrecklichen Erinnerungen ergriffen, hatte einen Augenblick zu sprechen aufgehört; ihre Stirne, gleich einer Blume, die sich an einem Sturmtage neigt, war auf

ihre Hand gesunken, und ihre ziellos starrenden Augen schienen noch am Horizonte den grünenden Pindus zu schauen, und das blaue Wasser des See's von Janina, jenen magischen Spiegel, der das von ihr skizzirte düstere Gemälde widerstrahlte.

Monte-Christo schaute sie mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Theilnahme und Mitleiden an. „Fahre fort, meine Tochter," sagte der Graf in neugriechischer Sprache.

Haydée hob den Kopf empor, wie von den wohlklingenden Worten Monte-Christo's aus einem Traume geweckt, und erzählte weiter: „Es war vier Uhr Nachmittags; aber wir waren, obgleich der Tag draußen rein und glänzend war, von dem Dunkel des unterirdischen Baues umgeben. Ein einziger Schimmer funkelte in der Höhle, gleich einem in der Tiefe eines finstern Himmels zitternden Sterne: Selim's Lunte. Meine Mutter war eine Christin, sie betete. Selim wiederholte bisweilen die eingeführten Worte: „„Gott ist groß!"" Meine Mutter hegte noch einige Hoffnung. Im Hinabsteigen hatte sie den nach Constantinopel gesendeten Franken wieder zu erkennen geglaubt, auf welchen mein Vater sein ganzes Vertrauen setzte, denn er wußte, daß die Soldaten des französischen Sultans in der Regel edel und großmüthig sind. Sie trat einige Schritte näher zur Treppe, und lauschte. „Sie nähern sich," sagte sie; „möchten sie doch Frieden und Leben bringen!"

„Was fürchtest Du, Vasiliki?" fragte Selim mit seiner so sanften und zugleich so stolzen Stimme; „wenn sie nicht den Frieden bringen, werden wir ihnen den

Krieg geben; wenn sie nicht das Leben bringen, werden wir ihnen den Tod geben." Und er fachte die Flamme seiner Lanze wieder mit einer Geberde an, die ihm Aehnlichkeit mit dem Dionys des antiken Creta verlieh. Ich aber, ein treuherziges Kind, fürchtete mich vor diesem Muthe, den ich wild und unsinnig fand, und erschrack vor diesem furchtbaren Tode in der Luft und in der Flamme. Meine Mutter empfand die nämlichen Eindrücke, denn ich fühlte sie schaudern. „Mein Gott! mein Gott, Mama," rief ich aus, „müssen wir sterben?" — Und bei meinem Ausrufe verdoppelten sich die Thränen und Gebete der Sclavinnen. „Kind," sagte Vasiliki zu mir, „Gott behüte Dich, daß Du nicht dahin kommst, diesen Tod zu wünschen, den Du heute fürchtest." — Dann fragte sie ganz leise: „Selim, wie lautet der Befehl des Gebieters?"

„Wenn er mir seinen Dolch sendet, so bedeutet es, daß der Sultan es verweigert, ihn zu Gnaden aufzunehmen, und ich zünde an; wenn er mir seinen Ring sendet, so zeigt es an, daß der Sultan ihm verzeiht, und ich stelle das Pulvermagazin zurück."

„Freund," versetzte die Mutter, „wenn der Befehl des Gebieters ankommen wird, und er den Dolch sendet, so werden wir Beide Dir, anstatt diesen Tod zu nehmen, der uns erschreckt, den Hals darreichen, und Du wirst uns mit diesem Dolche tödten."

„Ja, Vasiliki," antwortete Selim ruhig.

„Plötzlich vernahmen wir laute Schreie; wir horchten, es waren Freudenschreie; der Name des nach Constantinopel gesendeten Franken wiederhallte aus dem Munde

unserer Palikaren; offenbar brachte er die Antwort des erhabenen Kaisers, und zwar eine günstige Antwort."

„Und Sie erinnern sich dieses Namens nicht?" fragte Morcerf, ganz bereit, dem Gedächtnisse der Erzählerin nachzuhelfen.

Monte-Christo machte ein Zeichen.

„Ich erinnere mich desselben nicht," antwortete Haydée. „Der Lärm verdoppelte sich, näher gekommene Schritte wiederhallten; man stieg über die Stufen des unterirdischen Baues hinab. Selim setzte seine Lanze in Bereitschaft. Bald erschien ein Schatten in der bläulichen Dämmerung, welche die Strahlen des bis zum Eingange des unterirdischen Baues dringenden Tages bildeten.

„Wer bist Du?" rief Selim. „Doch wer Du auch seyest, keinen Schritt weiter!"

„Heil dem Sultane!" sagte der Schatten. „Vollkommene Gnade ist dem Vezier Ali gewähret, und nicht nur das Leben ist ihm geschenkt, sondern man giebt ihm auch sein Vermögen und seine Güter zurück."

„Meine Mutter stieß einen Freudenschrei aus, und drückte mich an ihr Herz. „Halt!" rief ihr Selim zu, als er sah, daß sie aufsprang, um fortzueilen; „Du weißt, daß ich des Ringes bedarf."

„Richtig," erwiederte meine Mutter; und sie sank auf die Knie, zum Himmel mich emporhebend, wie wenn sie zu gleicher Zeit, da sie zu Gott für mich betete, mich auch zu ihm emporheben wollte."

Und zum Zweitenmale hielt Haydée inne, von einer solchen Gemüthsaufregung überwältiget, daß der Schweiß von ihrer blassen Stirne rann, und ihre gekrampfte

Stimme nicht mehr durch ihre trockene Kehle dringen zu können schien. Monte-Christo goß ein wenig Eiswasser in ein Glas, und reichte es ihr, indem er mit einer Sanftheit, durch die ein leiser Ton des Gebietens brach, sagte: „Muth, meine Tochter!"

Haydée trocknete ihre Augen und ihre Stirne, und fuhr fort: „Inzwischen hatten unsere an die Dunkelheit gewöhnten Augen den vom Pascha Abgesendeten erkannt: es war ein Freund. Selim hatte ihn erkannt; aber der brave, junge Mann kannte nur Eines: Gehorchen! — „In wessen Namen kommst Du?" fragte er.

„Ich komme im Namen unsers Gebieters Ali-Tebelin."

„Wenn Du im Namen Ali's kommst, so weißt Du, was Du mir übergeben mußt."

„Ja," erwiederte der Abgesendete, „und ich bringe Dir seinen Ring." Zu gleicher Zeit hob er die Hand über seinen Kopf empor; aber es war zu weit und nicht hell genug, daß Selim von dem Punkte aus, wo wir waren, den Gegenstand, welchen er vorwies, unterscheiden und erkennen konnte.

„Ich sehe nicht, was Du hältst," sagte Selim.

„Nähere Dich," entgegnete der Bote, „oder ich werde mich nähern."

„Weder das Eine, noch das Andere," versetzte der junge Soldat, „leg' an den Platz, wo Du bist, und unter jenen Lichtstrahl den Gegenstand hin, welchen Du mir zeigest, und ziehe Dich zurück, bis ich ihn gesehen habe."

„Meinetwegen," antwortete der Bote. Und er zog sich zurück, nachdem er das Erkennungszeichen an die be-

zeichnete Stelle gelegt hatte. Und unser Herz pochte, denn der Gegenstand schien uns wirklich ein Ring. Nur fragte es sich: War's der Ring meines Vaters? Selim, immer noch die glimmende Lunte in der Hand haltend, trat zur Oeffnung, neigte sich freudig unter dem Lichtstrahle, und hob das Zeichen auf. „Ja, es ist der Ring des Gebieters!" sagte er, ihn küssend. Und die Lunte gegen den Boden kehrend, trat er darauf, und löschte sie aus. Der Bote stieß einen Freudenschrei aus, und klatschte in seine Hände. Auf dieses Zeichen eilten vier Soldaten des Seraskiers Kourchid herbei, und Selim stürzte von fünf Dolchstichen durchbohrt zu Boden. Jeder hatte den seinigen versetzt. Trunken von ihrem Verbrechen, obgleich noch blaß vor Furcht, rannten sie in den unterirdischen Bau, überall nach Feuer spähend, und wälzten sich auf den Säcken mit Gold. Inzwischen umschlang mich meine Mutter mit ihren Armen, und erreichte, hurtig durch nur uns bekannte Krümmungen eilend, eine Geheimtreppe des Kioskes, in welchem ein schrecklicher Tumult herrschte. Die unteren Säle waren ganz von Kourchid's Tchodoars angefüllt, das heißt, von unsern Feinden. In dem Momente, da meine Mutter die kleine Thüre aufstossen wollte, hörten wir die Stimme des Pascha schrecklich und drohend wiederhallen. Meine Mutter schmiegte ihr Ohr an die Spalten der Bretter; eine Oeffnung befand sich zufällig vor dem meinigen, und ich schaute. „Was wollen Sie?" fragte mein Vater Leute, die ein Papier mit goldenen Schriftzügen in der Hand hielten.

„Wir wollen Dir den Willen Seiner Hoheit mit-

theilen," antwortete der Eine von ihnen. „Siehst Du diesen Firman?"

„Ich sehe ihn," sagte mein Vater.

„Wohlan, lies, er verlangt Deinen Kopf."

„Mein Vater brach in ein schallendes Gelächter aus, in ein schrecklicheres, als eine Drohung gewesen wäre, und er hatte kaum aufgehört, als er eigenhändig zwei Pistolen abgefeuert, und zwei Männer getödtet hatte. — Die Palikaren, welche um meinen Vater herum lagen, mit dem Gesichte gegen den Boden, sprangen nun auf, und gaben Feuer; das Gemach war voll Lärm, Flammen und Rauch. Alsogleich begann das Feuer von der andern Seite, und die Kugeln durchlöcherten die Bretter um uns herum. O! wie schön, wie erhaben war der Vezier Ali-Tebelin, mein Vater, inmitten der Kugeln, den Säbel in der Faust, mit pulvergeschwärztem Antlitze. Wie flohen seine Feinde! „Selim; Selim!" rief er, „Feuerbewahrer, thu Deine Pflicht!"

„Selim ist todt!" antwortete eine Stimme, die aus den Tiefen des Kioskes zu kommen schien, „und Du, mein Gebieter Ali, Du bist verloren!"

„Zu gleicher Zeit ließ sich ein dumpfer Knall vernehmen, und der Fußboden flog um meinen Vater herum in Stücke. Die Tchodoars schossen durch den Boden; drei bis vier Palikaren fielen, von unten auf durch Wunden getroffen, die durch ihren ganzen Leib wühlten. Mein Vater brüllte, fuhr mit seinen Fingern durch die Löcher der Kugeln, und riß ein ganzes Brett heraus. Aber im nämlichen Momente krachten zwanzig Schüsse

durch diese Oeffnung, und die Flamme, gleich dem Krater eines Vulcanes aufprasselnd, ergriff die Tapeten, welche sie verzehrte. Inmitten dieses ganzen gräßlichen Tumultes, inmitten dieser schrecklichen Schreie, machten mich zwei von uns deutlicher vernommene Schüsse, zwei Schreie, die herzzerreißender durch alle Schreie gellten, vor Schrecken erstarren; diese zwei Schüsse hatten meinen Vater tödtlich getroffen, und er war's, der diese beiden Schreie ausstieß. Dennoch blieb er stehen, an ein Fenster sich klammernd. Meine Mutter schüttelte die Thüre, um mit ihm zu sterben, aber die Thüre war inwendig verschlossen. Um ihn her krümmten sich die Palikaren in Todeskrämpfen; Einige, ohne Wunden oder leicht verwundet, sprangen durch die Fenster. Zu gleicher Zeit krachte der ganze Boden zerschmettert hinunter; mein Vater sank auf ein Knie; alsogleich streckten sich zwanzig Arme aus, mit Säbeln, Dolchen, Pistolen bewaffnet, zwanzig Schüsse trafen auf einmal einen einzigen Mann, und mein Vater verschwand in einem von jenen brüllenden Dämonen angeschürten Flammenwirbel, als hätte die Hölle unter seinen Füssen sich aufgethan. Ich fühlte mich zu Boden gezogen; meine Mutter war in Ohnmacht gefallen."

Haydée ließ seufzend ihre beiden Arme sinken, den Grafen anschauend, wie um ihn zu fragen, ob er mit ihrem Gehorsame zufrieden sey.

Der Graf stand auf, trat zu ihr, faßte ihre Hand, und sagte zu ihr auf Neugriechisch: „Ruhe aus, liebes Kind, und fasse wieder Muth bei dem Gedanken, daß es einen Gott giebt, der die Verräther bestraft."

„Das ist eine furchtbare Geschichte, Gr[illegible]," äußerte

Albert, ganz erschrocken über die Blässe von Haydée, „und ich mache es mir nun zum Vorwurfe, so grausam indiscret gewesen zu seyn.“

„Es thut nichts,“ erwiederte Monte-Christo; dann legte er seine Hand auf den Kopf des jungen Mädchens, und fuhr fort: „Haydée ist ein muthiges Mädchen; sie hat bisweilen in der Erzählung ihrer Leiden Trost gefunden.“

„Weil mich meine Leiden an Deine Wohlthaten erinnern, mein hoher Herr,“ erwiederte rasch das junge Mädchen.

Albert schaute sie mit Neugier an, denn sie hatte das noch nicht erzählt, was er am meisten zu wissen wünschte, nämlich: wie sie die Sclavin des Grafen geworden war. Haydée sah in den Blicken des Grafen und zugleich in jenen Albert's den nämlichen Wunsch ausgedrückt. Sie fuhr fort: „Als meine Mutter wieder zu sich kam, standen wir vor dem Seraskier.

„Tödten Sie mich,“ sagte sie, „aber schonen Sie der Ehre von Ali's Wittwe.“

„Nicht an mich mußt Du Dich wenden,“ versetzte Kourchid.

„An wen sonst?“

„An Deinen neuen Gebieter.“

„Wer ist es?“

„Dieser hier.“ Und Kourchid wies uns einen von denjenigen, welche am meisten zu dem Tode meines Vaters beitrugen,“ fuhr das junge Mädchen mit finsterem Zorne fort.

„Sie wurden dann das Eigenthum dieses Mannes?" fragte Albert.

„Nein," antwortete Haydée; „er wagte es nicht, uns zu behalten; er verkaufte uns an Sclavenhändler, die nach Constantinopel gingen. Wir zogen durch Griechenland, und kamen sterbend bei der kaiserlichen Pforte an, von Neugierigen umdrängt, die eine Gasse öffneten, um uns passiren zu lassen, als plötzlich meine Mutter der Richtung ihrer Blicke folgt, einen Schrei ausstößt, und zusammenstürzt, indem sie mir einen Kopf ober dieser Pforte zeigt. Unterhalb dieses Kopfes standen die Worte geschrieben: „„Dieß ist der Kopf von Ali-Tebelin, Pascha von Janina.""

„Weinend versuchte ich es, meine Mutter *aufzuheben*, sie war todt. Ich wurde in den Bazar geführt; ein reicher Armenier kaufte mich, ließ mich unterrichten, gab mir Lehrer, und verkaufte mich, als ich dreizehn Jahre alt war, an den Sultan Mahmoud."

„Welchem ich sie wieder abkaufte," bemerkte Monte-Christo, „wie ich Ihnen sagte, Albert, für jenen Smaragd, gleich demjenigen, in den ich meine Hatchismundkügelchen thue."

„O! Du bist gut, Du bist groß, mein hoher Herr," sagte Haydée, die Hand von Monte-Christo küssend, „und ich bin sehr glücklich, Dir zu gehören."

Albert war von dem so eben Gehörten ganz betäubt geblieben.

„Trinken Sie doch Ihre Tasse Caffé aus," sagte der Graf zu ihm, „die Geschichte ist zu Ende."

Man schreibt uns aus Janina.

Franz hatte Noirtier's Zimmer so wankend und so verstört verlassen, daß sogar Valentine Mitleiden mit ihm gefühlt hatte. Villefort, der nur einige unzusammenhangende Worte hervorgebracht hatte, und in sein Cabinet geflohen war, erhielt zwei Stunden nachher den folgenden Brief:

„Nach dem, was diesen Morgen geoffenbaret wurde, kann Herr Noirtier von Villefort nicht vermuthen, daß eine Verbindung durch Heirath zwischen seiner Familie und jener des Herrn Franz von Epinay möglich sey. Herr Franz von Epinay schaudert bei dem Gedanken, daß Herr von Villefort, welcher die diesen Morgen erzählten Ereignisse zu kennen schien, dennoch ihn nicht in Kenatniß gesetzt habe.“

Wer immer in diesem Momente den Justizbeamten von diesem Schlage gebeugt gesehen hätte, würde nicht geglaubt haben, daß er ihn voraussah; in der That wäre ihm der Gedanke nie beigefallen, daß sein Vater die Freimüthigkeit, oder vielmehr die Härte, bis zur Erzählung einer solchen Geschichte treiben würde. Es ist wahr, daß Herr Noirtier, ziemlich geringschätzig gegen die Meinung seines Sohnes, nie daran dachte, Villefort die Thatsache aufzuklären, und daß dieser immer wähnte, der General Quesnel oder der Baron von Epinay, je nachdem man bei dem Namen ihn nennen will, den er sich machte, oder bei dem, der ihm gemacht wurde, sey durch Meuchelmord gestorben, und nicht auf loyale Weise

in einem Duelle getödtet. Kaum war er in seinem Cabinete, als seine Frau eintrat. Das Fortgehen des von Herrn Noirtier gerufenen Franz, hatte Jedermann dergestalt mit Erstaunen erfüllt, daß die Lage der Frau von Villefort, die mit dem Notare und den Zeugen allein war, von Moment zu Moment sie immer mehr in Verlegenheit setzte. Dann hatte Frau von Villefort ihren Entschluß gefaßt, und war unter dem Vorwande, sich zu entschuldigen, fortgegangen.

Herr von Villefort begnügte sich, ihr zu sagen, daß in Folge einer Erklärung zwischen ihm, Herrn Noirtier und Herrn von Epinay, die Vermählung Valentinens mit Franz rückgängig geworden sey. Es war schwierig, dieß denjenigen zu hinterbringen, welche warteten; daher beschränkte sich Frau von Villefort bei ihrer Rückkehr auf die Aeußerung, daß, da Herr Noirtier bei dem Beginne der Conferenz eine Art von Schlagflußanfall gehabt habe, der Contract natürlicherweise auf einige Tage verschoben sey. Diese Nachricht, obwohl sie falsch war, schloß sich auf eine so sonderbare Weise den zwei Mißgeschicken vom nämlichen Schlage an, daß die Anwesenden sich erstaunt ansahen und entfernten, ohne ein einziges Wort zu sprechen. Inzwischen hatte Valentine, glücklich und zugleich erschrocken, nachdem sie den schwachen Greis geküßt und ihm gedankt hatte, der so eben mit einem einzigen Schlage die Kette zerbrach, die sie bereits für unlösbar hielt, gebeten, in ihr Zimmer gehen zu dürfen, um sich zu erholen, und Noirtier ihr mit dem Auge die nachgesuchte Erlaubniß gewährt. Aber anstatt in ihr Zimmer zu gehen, trat Valentine, so wie

sie einmal fort war, in den Corridor, und eilte durch die kleine Thüre in den Garten. Inmitten aller Ereignisse, die sich so eben aufeinanderhäuften, preßte beständig eine heimliche Angst ihr Herz zusammen. Sie erwartete von einem Augenblicke zum andern, Morrel blaß und drohend erscheinen zu sehen, wie den Gutsherrn von Ravenswood bei dem Contracte der Lucie von Lammermoor. Es war wirklich Zeit, daß sie zum Gitter kam. Maximilian, welcher vermuthete, was vorgehen würde, als er Franz den Kirchhof mit Herrn von Villefort verlassen sah, war ihm gefolgt; dann hatte er ihn eintreten, wieder herausgehen, und mit Albert und Château-Renaud von Neuem zurückkehren sehen. Für ihn gab es also keinen Zweifel mehr. Er ging dann in die Einfriedung, auf jedes Ereigniß gefaßt, und wohl überzeugt, daß Valentine bei dem ersten freien Augenblicke, den sie erhaschen könnte, schleunig zu ihm kommen würde. Er hatte sich nicht getäuscht; sein an die Bretter geschmiegtes Auge sah wirklich das junge Mädchen erscheinen, welches, ohne irgend eine von den gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln anzuwenden, zum Gitter eilte. Bei dem ersten Blicke, welchen Maximilian auf sie warf, war er beruhiget; bei dem ersten Worte, welches sie sprach, sprang er vor Freude.

„Gerettet!" sagte Valentine.

„Gerettet!" wiederholte Morrel, der an ein solches Glück nicht glauben konnte; „aber durch wen gerettet?"

„Durch meinen Großvater. O! lieb ihn ja recht, Morrel!"

Morrel schwur, den Greis mit ganzer Seele zu lie-

ben, und dieser Schwur war ihm leicht, denn in diesem Augenblicke begnügte er sich nicht, ihn wie einen Freund oder wie einen Vater zu lieben, er betete ihn wie einen Gott an. „Aber wie hat sich dieß gemacht?“ fragte Morrel; „welches sonderbare Mittel wendete er an?“

Valentine war im Begriffe, Alles zu erzählen, aber sie dachte, daß hierin ein schreckliches Geheimniß obwalte, das nicht ausschließend ihrem Großvater gehöre.

„Späterhin werde ich Ihnen all das erzählen,“ antwortete sie.

„Aber wann?“

„Wenn ich Ihre Frau seyn werde!“

Das Gespräch erhielt somit einen Stoff, der es Morrel leicht machte, Alles zu begreifen: daher begriff er auch, daß er sich mit dem zu begnügen habe, was er wisse, und dieß für einen Tag genug sey. Indessen willigte er ein, sich zu entfernen, jedoch nur gegen das Versprechen, daß er Valentine am andern Tage Abends sehen sollte, Valentine versprach, was Morrel wollte. In ihren Augen was Alles verändert, und gewiß glaubte sie nun leichter, daß sie Maximilian heirathen würde, als sie eine Stunde früher glaubte, daß sie Franz nicht heirathen würde.

Inzwischen war Frau von Villefort zu Noirtier hinaufgegangen. Noirtier schaute sie mit jenem düsteren und strengen Blicke an, mit dem er sie gewöhnlich empfing. „Mein Herr,“ sagte sie zu ihm, „ich habe nicht nöthig, Sie in Kenntniß zu setzen, daß Valentinens Verheirathung sich zerschlug, da diese Aenderung hier Statt gefunden hat.“

Noirtier blieb unempfindsam.

„Aber, was Sie nicht wissen, mein Herr," fügte Frau von Villefort bei, „ist der Umstand, daß ich dieser Heirath immer entgegen war, die wider meinen Willen projektirt wurde."

Noirtier schaute seine Schwiegertochter wie ein Mann an, der eine Erklärung erwartet.

„Nun aber, da diese Heirath rückgängig gemacht ist, gegen die Sie eine Abneigung hegten, wie ich wußte, komme ich mit einer Verwendung zu Ihnen, mit welcher sich weder Herr von Villefort noch Valentine befassen kann."

Noirtier's Augen fragten, worin diese Verwendung bestehe.

„Ich komme, um Sie zu bitten, mein Herr," äußerte Frau von Villefort, „da ich die Einzige bin, die dazu berechtiget ist, indem ich die Einzige bin, die dabei keinen Vortheil haben wird, . . . ich komme, um Sie zu bitten, Ihrer Enkelin, ich sage nicht Ihre Gewogenheit, welche sie immer besaß, sondern Ihr Vermögen wieder zu geben."

Noirtiers Augen blieben einen Moment unschlüssig; er forschte offenbar nach den Gründen dieser Verwendung, und konnte sie nicht finden.

„Darf ich hoffen, mein Herr," fragte Frau von Villefort, „daß Ihre Absichten mit meiner so eben gestellten Bitte im Einklange stehen?"

„Ja," winkte Noirtier.

„In diesem Falle, mein Herr," versetzte Frau von Villefort, „entferne ich mich eben so dankbar als glücklich." Und Herrn Noirtier grüßend ging sie fort.

In der That ließ Noirtier am andern Tage den Notar kommen: das Testament wurde zerrissen, und ein zweites gemacht, worin er sein ganzes Vermögen Valentinen unter der Bedingung vermachte, sich nicht von ihm zu trennen. Einige Personen berechneten nun, daß das Fräulein von Villefort, Erbin des Marquis und der Marquise von Saint-Méran, und wieder die Gunst ihres Großvaters genießend, dereinst wohl bei dreimalhunderttausend Livres Renten beziehen würde. Während diese Heirath bei den Villefort's sich zerschlug, hatte der Herr Graf von Morcerf einen Besuch von Monte-Christo erhalten, zog zur Bethätigung seines Diensteifers, Danglars gegenüber, seine große Generallieutenantsuniform an, die er mit allen seinen Orden hatte schmücken lassen, und verlangte seine besten Pferde. So aufgeputzt, begab er sich in die Straße der Chaussée d'Antin, und ließ sich Danglars melden, der eben seinen monatlichen Rechnungsschluß machte. Dieß war seit einiger Zeit nicht der rechte Moment, Danglars zu besuchen, wollte man ihn bei guter Laune treffen. Daher nahm Danglars, bei dem Anblicke seines alten Freundes, seine majestätische Miene an, und setzte sich ganz breit in seinen Lehnstuhl. Morcerf, sonst so steif, affectirte dagegen eine lächelnde und leutselige Miene; so ziemlich überzeugt von einer guten Aufnahme seiner Eröffnung, spielte er folglich nicht den Diplomaten, und sagte, geradezu auf sein Ziel losgehend: „Baron hier bin ich. Seit langer Zeit wollen wir nicht mehr mit der Sprache heraus, wie ehedem ..."

Morcerf hoffte, bei diesen Worten das Gesicht des

Banquier sich erheitern zu sehen, dessen Düsternheit er seinem Schweigen zuschrieb; aber im Gegentheile wurde dieses Gesicht, was fast unglaublich war, noch unempfindsamer und noch kälter. Deßhalb hatte Morcerf inmitten seiner Aeußerung sich unterbrochen.

„Mit welcher Sprache, Herr Graf?" fragte der Banquier, wie wenn er in seinem Gedächtnisse vergebens *die* Erklärung dessen suchte, was der General sagen wollte.

„O!" erwiederte der Graf, „Sie sind ein Förmlichkeitsmann, mein lieber Herr, und Sie erinnern mich, daß das Ceremoniell nach allen Gebräuchen geschehen soll. Sehr wohl, meiner Treue! Verzeihen Sie mir, da ich *nur* einen einzigen Sohn habe, und ich jetzt zum erstenmale daran denke, ihn zu verheirathen, bin ich hierin erst noch Lehrling; nun, ich gestehe mein Unrecht freiwillig ein."

Und Morcerf erhob sich mit einem erzwungenen Lächeln, machte eine tiefe Verbeugung vor Danglars, und sagte zu ihm: „Herr Baron, ich habe die Ehre, Sie um die Hand des Fräuleins Eugenie Danglars für meinen Sohn, den Vicomte Albert von Morcerf, zu bitten."

Aber anstatt diese Worte mit jener Gunst aufzunehmen, welche Morcerf von Danglars hoffen konnte, runzelte dieser die Stirne, und versetzte, ohne den Grafen, welcher stehen geblieben war, einzuladen, sich zu setzen:

„Herr Graf, bevor ich Ihnen antworte, muß ich überlegen."

„Ueberlegen!" sagte Morcerf, immer erstaunter; „haben Sie denn seit den acht Jahren, da wir von

dieser Heirath zum erstenmale sprachen, nicht Zeit gehabt, zu überlegen?"

„Herr Graf," entgegnete Danglars, „täglich ereignen sich Dinge, welche bewirken, daß man Ueberlegungen, die man für geschehen hielt, noch einmal vornehmen muß."

„Wie so?" fragte Morcerf; „ich verstehe Sie nicht mehr, Baron!"

„Ich will damit sagen, mein Herr, daß seit vierzehn Tagen neue Umstände..."

„Erlauben Sie," unterbrach ihn Morcerf; „spielen wir eine Comödie, oder nicht?"

„Wie so eine Comödie?"

„Ja, erklären wir uns kategorisch."

„Ich verlange es nicht besser."

„Sehen Sie Herrn von Monte-Christo?"

„Ich sehe ihn sehr oft," antwortete Danglars, sein Jabot schüttelnd, „er ist einer von meinen Freunden."

„Wohlan, als Sie ihn kürzlich einmal sahen, sagten Sie zu ihm, daß ich hinsichtlich dieser Heirath vergeßlich, unentschlossen scheine?"

„Das ist wahr."

„Nun denn, hier bin ich. Ich bin weder vergeßlich noch unentschlossen, wie Sie sehen, weil ich komme, Sie aufzufordern, Ihr Versprechen zu halten."

Danglars antwortete nicht.

„Haben Sie so schnell Ihre Gesinnung geändert," fügte Morcerf bei, „oder meine Bitte nur veranlaßt, um das Vergnügen zu haben, mich zu demüthigen?"

Danglars begriff, daß, wenn er das Gespräch in

dem Tone fortsetzen würde, in welchem er es bisher führte, die Sache eine üble Wendung für ihn nehmen könnte. „Herr Graf," versetzte er, „Sie müssen mit Recht über meine Zurückhaltung erstaunt seyn, ich begreife dieß, daher glauben Sie ja, daß vor Allen ich selbst darüber betrübt bin, glauben Sie ja, daß sie mir durch gebieterische Umstände vorgeschrieben ist."

„Dieß sind haltlose Worte, mein lieber Herr," äußerte der Graf, „mit denen sich der Nächste Beste begnügen könnte; aber der Graf von Morcerf ist nicht der Nächste Beste; und wenn ein Mann, wie er, zu einem andern Manne geht, ihn an sein gegebenes Wort erinnert, und dieser Mann sein Wort nicht hält, so hat er das Recht, zu verlangen, daß man ihm wenigstens einen guten Grund angebe."

Danglars war feige, wollte es aber nicht scheinen; der von Morcerf so eben angenommene Ton reizte ihn. „An einem guten Grunde fehlt es mir auch nicht," erwiederte er.

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Daß ich den guten Grund habe, daß es jedoch schwierig ist, ihn anzugeben."

„Sie sehen jedoch ein, daß ich mit Ihren Uebergehungen mich nicht begnügen kann, und jedenfalls ist mir ein Umstand klar, nämlich: daß Sie eine Verbindung mit mir durch Heirath verweigern."

„Nein, mein Herr," sagte Danglars, „ich vertage nur meinen Entschluß, weiter nichts."

„Sie werden sich jedoch nicht einbilden, denk' ich, zu glauben, daß ich so sehr in Ihre Launen mich füge,

um ruhig und demüthig die Rückkehr Ihrer Gewogenheit abzuwarten?"

„Wenn Sie nicht warten können, Herr Graf, so wollen wir unsere Projekte als nicht bestanden betrachten."

Der Graf biß sich auf die Lippen bis auf's Blut, um nicht loszubrechen, wozu ihn sein stolzer und zornmüthiger Character drängte; da er jedoch einsah, daß in einem solchen Falle das Lächerliche auf seiner Seite wäre, hatte er bereits begonnen, sich der Salonthüre zu nähern, als er sich anders besann, und zurückkehrte. Eine Wolke war so eben über seine Stirne geschwebt, und ließ auf ihr, anstatt der Spur des beleidigten Stolzes, jene einer unbestimmten Besorgniß zurück. „Nun, mein lieber Danglars," sagte er, „wir kennen uns seit vielen Jahren, und müssen folglich einige Schonung gegen einander haben. Sie sind mir eine Erklärung schuldig, und es ist wohl das Mindeste, daß ich erfahre, welchem unglücklichen Ereignisse mein Sohn den Verlust Ihrer guten Absichten in Bezug auf ihn verdankt."

„Es bezieht sich nicht auf die Person des Vicomte, das ist Alles, was ich Ihnen sagen kann, mein Herr," antwortete Danglars, der impertinent wurde, als er sah, daß Morcerf sich besänftigte.

„Auf was sonst für eine Person also?" fragte mit veränderter Stimme Morcerf, dessen Stirne erblaßte.

Danglars, dem keines von diesen Symptomen entging, heftete einen zuversichtlicheren Blick auf ihn, als er es gewöhnlich zu thun pflegte. „Danken Sie mir dafür, daß ich nicht näher mich erkläre," antwortete Danglars.

Ein nervöses Zittern, ohne Zweifel eine Folge verhaltenen Zornes, befiel Morcerf. „Ich habe das Recht,“ erwiederte er mit einer heftigen Anstrengung der Selbstbeherrschung, „ich habe das Recht, zu fordern, daß Sie sich erklären: haben Sie etwas gegen Frau von Morcerf? Ist mein Vermögen nicht genügend? Sind meine Ansichten, welche, den Ihrigen entgegen...“

„Nichts von allem dem, mein Herr,“ sagte Danglars; „es wäre unverzeihlich, denn ich wußte Alles, als ich mich darauf einließ. Nein, forschen Sie nicht mehr, ich fühle mich wahrhaftig beschämt, Sie zu dieser Gewissenserforschung bewogen zu haben; lassen wir es hiebei bewenden, glauben Sie mir. Nehmen wir den vermittelnden Ausdruck „Aufschub“ an, der weder ein Bruch noch eine Verpflichtung ist. Es hat keine Eile, mein Gott! Meine Tochter ist siebenzehn, und Ihr Sohn einundzwanzig Jahre alt. Während unsers Haltmachens wird die Zeit fortschreiten; sie wird die Ereignisse herbeiführen; die Dinge, welche am vorigen Tage dunkel scheinen, sind am andern Tage bisweilen allzu hell; so fallen bisweilen mit einem Worte, bisweilen an einem Tage, die schwärzesten Verleumdungen zu Boden.“

„Verleumdungen, sagten Sie, mein Herr?“ rief Morcerf aus, und wurde leichenblaß. „Man verleumdet mich!“

„Herr Graf, erklären wir uns nicht, sag' ich Ihnen.“

„Also werde ich die Weigerung ruhig hinnehmen müssen, mein Herr?“

„Dieß ist vorzüglich für mich peinlich, mein Herr. Ja, peinlicher für mich, als für Sie, denn ich rechnete

auf die Ehre einer Verbindung durch Heirath mit Ihnen, und eine rückgängig gewordene Heirath schadet immer der Verlobten mehr, als dem Verlobten."

„Gut, mein Herr, sprechen wir nicht mehr davon," sagte Morcerf. Und wüthend seine Handschuhe zerknitternd, verließ er das Gemach.

Danglars bemerkte, daß Morcerf nicht ein einzigesmal zu fragen gewagt hatte, ob Danglars seinetwegen, Morcerf's wegen, sein Wort zurücknehme. Am Abende hatte er eine lange Conferenz mit mehreren Freunden, und Herr Cavalcanti, der beständig im Salon der Damen geblieben war, verließ, der Letzte, das Haus des Banquier. Als Danglars am andern Tage erwachte, verlangte er die Journale, die man ihm alsogleich brachte: er schob einige zur Seite, und nahm den Impartial. Beauchamp war der verantwortliche Redacteur dieses Journals. Rasch erbrach er den Umschlag, öffnete ihn mit einer nervösen Hast, glitt verächtlich über den ersten Artikel „Paris" weg, und verweilte, als er zu den verschiedenen Ereignissen kam, mit seinem widrigen Lächeln bei einer mit den Worten beginnenden Zwischenlinie: „Man schreibt uns aus Janina..." „Gut," sagte er, nachdem er gelesen hatte, „da ist ein auf den Obersten Fernand bezügliches Artikelchen, welches, aller Wahrscheinlichkeit nach, mich überheben wird, dem Herrn Grafen von Morcerf Erklärungen zu machen."

In demselben Momente, das heißt: als es neun Uhr Morgens schlug, erschien Albert von Morcerf, schwarz gekleidet, methodisch zugeknöpft, aufgeregten Ganges und hastig sprechend, im Hause in den Champs-Elysées.

„Der Herr Graf ist etwa vor einer halben Stunde ausgegangen,“ sagte der Portier.

„Hat er Baptistin mitgenommen?“ fragte Morcerf.

„Nein, Herr Vicomte.“

„Rufen Sie Baptistin, ich will mit ihm sprechen.“

Der Portier holte selbst den Kammerdiener, und kam einen Augenblick nachher mit ihm zurück. „Mein Freund,“ sagte Albert, „ich bitte Sie wegen meiner Indiscretion um Vergebung, aber ich wollte Sie selbst fragen, ob Ihr Gebieter wirklich ausgegangen sey?“

„Ja, mein Herr,“ antwortete Baptistin.

„Auch für mich?“

„Ich weiß, wie glücklich mein Gebieter sich fühlt, Sie zu empfangen, mein Herr, und würde mich wohl hüten, Sie in eine allgemeine Maßregel einzuschließen.“

„Du hast Recht, denn ich muß in einer ernsten Angelegenheit mit ihm sprechen. Glaubst Du, daß er lange ausbleiben werde?“

„Nein, denn er hat sein Frühstück auf zehn Uhr bestellt.“

„Gut, ich will einen Spaziergang in den Champs-Elysées machen, und werde um zehn Uhr hier seyn; wenn der Herr Graf vor mir heimkommt, so sagen Sie ihm, daß ich ihn bitte, mich zu erwarten.“

„Ich werde nicht ermangeln, mein Herr; Sie dürfen sich überzeugt halten.“

Albert ließ vor der Thüre des Grafen das genommene Miethcabriolet, und spazierte zu Fuß fort. An der Allée der Wittwen vorübergehend, glaubte er, die Pferde des

Grafen zu erkennen, die vor der Schießstätte von Gosset hielten; er näherte sich, und erkannte nach den Pferden auch den Kutscher. „Ist der Graf in der Schießstätte?" fragte Morcerf diesen.

„Ja, mein Herr," antwortete der Kutscher.

Wirklich hatten sich einige regelmäßige Schüsse vernehmen lassen, seitdem Morcerf in der Umgebung der Schießstätte war. Er trat ein. In dem kleinen Garten stand der Kellner. „Um Vergebung," sprach dieser, „belieben der Herr Vicomte einen Augenblick zu warten."

„Warum, Philipp?" fragte Albert, der als ein gewöhnlicher Gast über dieses Hinderniß staunte, das er nicht begriff.

„Weil die Person, welche sich in diesem *Augenblicke* übet, die Schießstätte für sich allein nimmt, *und niemals* in Gegenwart von Jemanden schießt."

„Auch nicht in meiner Gegenwart, Philipp?"

„Sie sehen, mein Herr, ich bin vor der Thüre meiner Loge."

„Und wer ladet ihm die Pistolen?"

„Sein Diener."

„Ein Nubier?"

„Ein Neger."

„So ist's."

„Sie kennen also diesen Seigneur?"

„Ich suche ihn auf, er ist mein Freund."

„O! dann ist's etwas Anderes. Ich gehe *hinein*, um ihn in Kenntniß zu setzen." Und Philipp, von der eigenen Neugier getrieben, trat in die Bretterhütte. Eine Secunde nachher erschien Monte-Christo auf der Schwelle.

„Verzeihen Sie mir, daß ich Sie bis hieher verfolge, mein lieber Graf," sagte Albert; „aber ich beginne damit, Ihnen zu sagen, daß dieß nicht die Schuld Ihrer Leute ist, und daß nur ich indiscret bin. Ich ging in Ihre Wohnung; man sagte mir, Sie seyen spazierengefahren, würden aber um zehn Uhr zum Frühstücke heimkehren. Nun machte auch ich einen Spaziergang, zehn Uhr erwartend, und im Spazierengehen bemerkte ich Ihre Pferde und Ihren Wagen."

„Was Sie mir da sagen, gewährt mir die Hoffnung, daß Sie ein Frühstück von mir verlangen werden."

„Nein, ich danke; es ist jetzt von keinem Frühstücke die Rede; vielleicht werden wir später frühstücken, aber in schlechter Gesellschaft, pardieu!"

„Was Teufels erzählen Sie mir da?"

„Mein Lieber, ich schlage mich heute."

„Sie? Und warum?"

„Um mich zu schlagen, pardieu!"

„Ja, ich verstehe wohl, aber weßhalb? Man schlägt sich aus allerlei Gründen, Sie begreifen wohl."

„Der Ehre wegen."

„Ah! dieß ist ein ernster Grund.

„Ein so ernster, daß ich Sie bitte, mir eine Gefälligkeit zu erweisen."

„Welche?"

„Mein Secundant zu seyn."

„Die Sache wird nun wichtig; sprechen wir da nichts mehr davon, und kehren wir in meine Wohnung zurück. Ali, gieb mir Wasser!"

Der Graf streifte seine Aermel zurück, und ging in den kleinen Vorplatz, der zu den Schützenständen führt, und wo die Schützen sich die Hände zu waschen pflegen.

„Treten Sie doch ein, Herr Vicomte," sagte Philipp ganz leise, „Sie werden etwas Drolliges sehen."

Morcerf trat ein. Anstatt der Kreise waren Spielkarten auf die Scheibe gekleistert. Von Weitem glaubte Morcerf ein vollständiges Spiel zu sehen; es waren da Karten vom Aß bis zum Zehner. „Ah! Ah!" sagte Albert, „Sie waren im Zuge, Picket zu spielen?"

„Nein," antwortete der Graf, „ich war im Zuge, ein Kartenspiel zu machen."

„Wie so?"

„Ja, das sind Asse und Zweier, die Sie sehen, nur haben meine Kugeln Dreier, Fünfer, Siebener, Achter, Neuner und Zehner daraus gemacht."

Albert näherte sich. Wirklich hatten die Kugeln mit vollkommen genauen Linien, und in ganz gleichen Abständen, die abwesenden Zeichen ersetzt, und die Pappe an den Stellen durchlöchert, wo sie hätte bemalt seyn sollen. Indem Morcerf zur Scheibe ging, hob er außerdem einige Schwalben auf, welche so unvorsichtig gewesen waren, auf Schußweite der Pistole des Grafen vorüber zu fliegen, und die der Graf herabgeschossen hatte. „Teufel!" rief Morcerf aus.

„Was wollen Sie, mein lieber Vicomte," erwiederte Monte-Christo, indem er sich die Hände mit dem von Ali gebrachten Tuche abtrocknete, „ich muß ja doch meine müssigen Augenblicke ausfüllen; aber kommen Sie, ich erwarte Sie."

Beide stiegen in die Halbkutsche Monte-Christo's, welche sie nach Verlauf einiger Augenblicke an dem Thore von Nummer 30 absetzte. Monte-Christo führte Morcerf in sein Cabinet, und wies ihm einen Stuhl. Beide setzten sich. „Sprechen wir nun gelassen," äußerte der Graf.

„Sie sehen, daß ich vollkommen ruhig bin."

„Mit wem wollen Sie sich schlagen."

„Mit Beauchamp."

„Mit einem von Ihren Freunden?"

„Man schlägt sich immer mit Freunden."

„Wenigstens muß man einen Grund dazu haben."

„Ich habe einen Grund."

„Was hat er Ihnen gethan?"

„In seinem Journal von gestern Abend steht... Doch lesen Sie selbst!" Albert reichte Monte-Christo ein Journal, worin er diese Worte las: „Man schreibt uns aus Janina:

„Eine bisher unbekannte, oder wenigstens nicht im Drucke erschienene Thatsache, ist zu unserer Kenntniß gekommen; die Schlösser, welche die Stadt vertheidigten, sind den Türken durch einen französischen Offizier übergeben worden, dem der Vezir Ali-Tebelin sein ganzes Vertrauen geschenkt hatte, und welcher Fernand hieß."

„Nun denn," fragte Monte-Christo, „was finden Sie hierin Beleidigendes für Sie?"

„Wie? Was ich darin finde?"

„Ja. Was liegt Ihnen daran, daß die Schlösser von Janina durch einen französischen Offizier, Namens Fernand, übergeben wurden?"

„Es liegt mir etwas daran, da mein Vater, der Graf von Morcerf, mit seinem Taufnamen Fernand heißt.“

„Und diente Ihr Vater bei Ali Pascha?“

„Das heißt: er kämpfte für die Unabhängigkeit der Griechen; Sie sehen, worin die Verleumdung liegt.“

„Ah! mein lieber Vicomte, sprechen wir vernünftig.“

„Ich verlange es nicht besser.“

„Sagen Sie mir doch, wer Teufel weiß in Frankreich, daß der Offizier Fernand zugleich auch der Graf von Morcerf ist, und wer denkt jetzt noch an Janina, das im Jahre **1822** oder **1823**, glaub' ich, genommen wurde?“

„Gerade darin liegt die schändliche Arglist: man ließ die Zeit darüber hinschreiten, und jetzt kommt man auf vergessene Ereignisse zurück, um ein Scandal daraus zu bewirken, welches eine hohe Stellung verdunkeln kann. Wohlan, als der Erbe des Namens meines Vaters will ich nicht, daß auch nur der Schatten eines Zweifels über diesem Namen schwebe. Ich will Beauchamp, dessen Journal diese Bemerkung mittheilte, zwei Secundanten schicken, und er wird sie widerrufen.“

„Beauchamp wird nichts widerrufen.“

„Dann werden wir uns schlagen.“

„Nein, Sie werden sich nicht schlagen, denn er wird Ihnen antworten, daß es in der griechischen Armee vielleicht fünfzig Offiziere gab, welche Fernand hießen.“

„Wir werden uns ungeachtet dieser Antwort schlagen. O! ich will, daß dieß verschwinde ... Mein Vater, ein so edelmüthiger Soldat, seine Dienstzeit so ruhmvoll ...“

„Oder er wird hineinsetzen: „Wir haben Grund, zu glauben, daß dieser Fernand nichts mit dem Herrn Grafen von Morcerf gemein hat, der mit seinem Taufnamen ebenfalls Fernand heißt.“

„Ich muß einen ganzen und vollständigen Widerruf bekommen, ich werde mich mit diesem nicht begnügen!“

„Und Sie wollen ihm Ihre Secundanten schicken?“

„Ja.“

„Sie haben Unrecht.“

„Dieß will sagen, daß Sie mir die Gefälligkeit verweigern, um die ich Sie so eben bat.“

„Ah! Sie kennen meine Theorie hinsichtlich des Duells; ich legte Ihnen mein Glaubensbekenntniß in Rom ab; Sie erinnern sich desselben?“

„Dennoch, mein lieber Graf, fand ich Sie erst diesen Morgen ein Geschäft einübend, das mit dieser Theorie nicht sehr übereinstimmt.“

„Weil man, mein lieber Freund, wie Sie leicht begreifen, niemals den Sonderling spielen muß. Wenn man mit Narren lebt, muß man auch seine Lehrzeit als Verrückter durchmachen; in jedem Augenblicke kann irgend ein verbranntes Gehirn, ohne einen besseren Grund zu haben, Händel mit mir zu suchen, als Sie besitzen, Händel mit Beauchamp anzuspinnen, wegen der nächsten besten Albernheit zu mir kommen, oder mir seine Secundanten schicken, oder mich an irgend einem öffentlichen Orte beleidigen: nun denn, ein solches verbranntes Gehirn werde ich wohl tödten müssen.“

„Sie geben also zu, daß Sie sich selbst schlagen würden?“

„Pardieu!“

„Nun denn, warum wollen Sie dann, daß ich mich nicht schlage?“

„Ich sage nicht, daß Sie sich nicht schlagen sollen; ich sage nur, daß ein Duell eine ernste Sache ist, die man überlegen muß.“

„Hat er überlegt, als er meinen Vater beleidigte?“

„Wenn er nicht überlegt hat, und es Ihnen gesteht, so müssen Sie ihm deßhalb nicht zürnen.“

„O! mein lieber Graf, Sie sind allzu nachsichtig!“

„Uud Sie allzu strenge. Nun, ich setze den Fall... bemerken Sie dieß wohl, ich setze den Fall... Werden Sie nicht böse über das, was ich Ihnen sage!“

„Ich höre.“

„Ich setze den Fall, daß die erzählte Thatsache wahr wäre . . .“

„Ein Sohn darf eine solche Voraussetzung in Bezug auf die Ehre seines Vaters nicht zugeben.“

„Ei, mein Gott, wir leben in einer Zeit, wo man so viele Dinge zugiebt!“

„Gerade dieß ist das Gebrechen unserer Zeit.“

„Hegen Sie den Gedanken, sie zu verbessern?“

„Ja, hinsichtlich dessen, was mich angeht.“

„Mein Gott! was für ein strenger Sittenrichter sind Sie, mein lieber Freund!“

„Ich bin so.“

„Sind Sie guten Rathschlägen unzugänglich?“

„Nein, wenn sie von einem Freunde kommen.“

„Halten Sie mich für den Ihrigen?“

„Ja.“

„Nun denn, so erkundigen Sie sich, bevor Sie Ihre Secundanten zu Beauchamp schicken.“

„Bei wem?“

„Ei, pardieu, bei Haydée, zum Beispiel.“

„Wozu eine Dame in all dieß hineinziehen? Was kann sie dabei thun?“

„Ihnen etwa erklären, daß Ihr Vater an der Niederlage oder an dem Tode des ihrigen keine Schuld trage, oder Sie in dieser Beziehung aufklären, wenn z. B. Ihr Vater das Unglück gehabt hätte . . .“

„Ich sagte es Ihnen bereits, mein lieber Graf, daß ich eine solche Voraussetzung nicht zugeben könnte.“

„Sie lehnen also dieses Mittel ab?“

„Ich lehne es ab.“

„Unbedingt?“

„Unbedingt!“

„Dann noch einen letzten Rath.“

„Meinetwegen. Aber den letzten.“

„Wollen Sie ihn nicht?“

„Im Gegentheile, ich bitte Sie darum.“

„Schicken Sie keine Secundanten zu Beauchamp.“

„Warum?“

„Gehen Sie selbst zu ihm.“

„Das ist gegen alle Gewohnheit.“

„Ihre Angelegenheit ist eine Ausnahme von den gewöhnlichen Angelegenheiten.“

„Und warum soll ich selbst hingehen?“

„Weil so die Angelegenheit zwischen Ihnen und Beauchamp bleibt.“

„Erklären Sie sich.“

„Gewiß; wenn Beauchamp zu widerrufen geneigt ist, müssen Sie ihm das Verdienst des guten Willens lassen, der Widerruf wird deßhalb nicht minder geschehen. Wenn er sich dagegen weigert, wird es noch immer Zeit seyn, zwei Fremde in Ihr Geheimniß einzuweihen.“

„Es werden nicht zwei Fremde, sondern zwei Freunde seyn.“

„Jene, die heute Freunde sind, sind morgen Feinde.“

„O! zum Beispiele?“

„Beauchamp beweiset es.“

„Also . . .“

„Also empfehle ich Ihnen Vorsicht.“

„Sie glauben sohin, daß ich selbst zu Beauchamp gehen soll?“

„Ja.“

„Allein?“

„Allein. Wenn man von der Eigenliebe eines Menschen irgend eine Sache erhalten will, muß man der Eigenliebe dieses Menschen selbst den Anschein von Abnöthigung ersparen.“

„Ich glaube, daß Sie Recht haben.“

„Ah! Das ist wirklich ein Glück!“

„Ich werde allein gehen.“

„Gehen Sie; Sie würden aber noch besser thun, gar nicht hinzugehen.“

„Das ist unmöglich.“

„So machen Sie es so; dieß wird immerhin besser seyn, als das, was Sie thun wollten.“

„Aber werden Sie, im Falle ich ungeachtet aller mei-

ner Vorsichtsmaßregeln, aller meiner Schritte, ein Duell bekomme, meinen Secundanten machen?"

„Mein lieber Vicomte," antwortete Monte=Christo äußerst ernsthaft, „Sie konnten sich überzeugen, daß ich seiner Zeit und gehörigen Orts ganz zu Ihren Diensten stand; aber die Gefälligkeit, welche Sie da von mir verlangen, überschreitet den Kreis derjenigen, die ich Ihnen erweisen kann."

„Warum?"

„Vielleicht werden Sie es einst erfahren."

„Aber bis dahin?"

„Bitte ich Sie um Nachsicht wegen meines Geheimnisses."

„Gut. Ich werde Franz und Château=Renaud nehmen."

„Nehmen Sie Franz und Château=Renaud, dieß wird vortrefflich seyn."

„Wenn ich mich schlage, so werden Sie mir doch wohl eine kleine Degen= oder Pistolenlection geben?"

„Nein, auch dieß ist eine unmögliche Sache."

„Sie spielen einen sonderbaren Mann! Sie wollen sich also in nichts mischen?"

„Durchaus in nichts."

„Dann sprechen wir nicht mehr davon. Adieu, Graf!"

„Adieu, Vicomte."

Morcerf nahm seinen Hut und ging fort. Vor dem Hausthore fand er sein Cabriolet wieder, und ließ sich, seinen Zorn bewältigend, so gut er konnte, zu Beauchamp fahren; Beauchamp war in seinem Redactions=Bureau. Albert ließ sich in das Redactions=Bureau führen.

Beauchamp war in einem düsteren und staubigen Bureau, wie es die Journal-Bureaux von Haus aus sind. Man meldete ihm Albert von Morcerf. Er ließ sich die Meldung zweimal wiederholen, dann rief er, noch nicht recht überzeugt: „Herein!“

Albert erschien. Beauchamp brach in einen Ueberraschungsruf aus, als er seinen Freund über die Papierpäcke steigen, und mit schlecht geübtem Fuße auf den Journalen von jeder Größe herumtreten sah, welche nicht auf den getäfelten, sondern auf den rothangestrichenen Fußboden seines Bureau gestreut waren. „Hieher, hieher, mein lieber Albert,“ sagte er, dem jungen Manne die Hand reichend; „was zum Teufel bringt Sie her? Haben Sie sich verirrt, wie der kleine Däumling, oder kommen Sie ganz einfach, ein Frühstück von mir zu verlangen? Trachten Sie, einen Stuhl zu finden; sehen Sie, dort neben jenem Geranium, welches allein hier mich erinnert, daß es auf der Welt Blätter giebt, welche keine Papierblätter sind.“

„Beauchamp,“ sagte Albert, „ich komme, um wegen Ihres Journals mit Ihnen zu sprechen.“

„Sie, Morcerf? Was wünschen Sie?“

„Ich wünsche einen Widerruf.“

„Sie einen Widerruf! In welcher Beziehung, Albert? Aber setzen Sie sich doch!“

„Ich danke,“ antwortete Albert zum Zweitenmale, und mit einem leichten Zeichen des Kopfes.

„Erklären Sie sich.“

„Den Widerruf einer Sache, welche der Ehre eines Mitgliedes meiner Familie zu nahe tritt.“

„Gehen Sie doch!" erwiederte Beauchamp erstaunt. „Welche Sache? Dieß kann nicht seyn."

„Die Sache, welche man Ihnen aus Janina schrieb."

„Aus Janina?"

„Ja, aus Janina. Sie scheinen wahrhaftig nicht zu wissen, was mich zu Ihnen führt?"

„Auf meine Ehre!... Baptist, ein Journal von gestern!" rief Beauchamp.

„Das ist überflüßig, ich bringe Ihnen das meinige."

Beauchamp las stotternd: „Man schreibt uns aus Janina 2c. 2c."

„Sie begreifen, daß die Sache ernst ist," äußerte Morcerf, als Beauchamp fertig war.

„Dieser Offizier ist also ein Verwandter von Ihnen?" fragte der Journalist.

„Ja," versetzte Albert erröthend.

„Wohlan, was soll ich thun, um Ihnen etwas Angenehmes zu erweisen?" fragte Beauchamp freundlich.

„Ich wünschte, mein lieber Beauchamp, daß Sie diese Sache widerriefen."

Beauchamp schaute Albert mit einer Aufmerksamkeit an, welche gewiß großes Wohlwollen verrieth. „Nun," sagte er, „dieß wird uns in ein langes Gespräch verwickeln; denn ein Widerruf ist immer eine wichtige Angelegenheit. Setzen Sie sich, ich will diese wenigen Zeilen noch einmal lesen."

Albert setzte sich, und Beauchamp las noch einmal die von seinem Freunde angeschuldigten Zeilen mit größerer Aufmerksamkeit, als das Erstemal.

„Wohlan, Sie sehen es," bemerkte Albert mit Fe=

stigkeit, sogar mit Härte, „man hat in Ihrem Journal Jemand von meiner Familie beschimpft, und ich will einen Widerruf.“

„Sie ... wollen ...“

„Ja, ich will.“

„Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Sie kein Parlamentsredner sind, mein lieber Vicomte.“

„Ich will es nicht seyn,“ versetzte der junge Mann aufstehend; „ich verfolge den Widerruf einer Sache, die Sie gestern veröffentlicht haben, und werde ihn erwirken. Sie sind zur Genüge mein Freund,“ fuhr Albert mit verdrießlicher Miene fort, als er sah, daß auch Beauchamp seinen Kopf verächtlich zu erheben begann, „Sie sind zur Genüge mein Freund, und als solcher kennen Sie mich zur Genüge, hoff' ich, um in einem solchen Falle meine Beharrlichkeit zu begreifen.“

„Wenn ich Ihr Freund bin, Morcerf, werden Sie es durch solche Worte, wie die so eben gesprochenen, dahin bringen, daß ich es vergesse ... Doch ärgern wir uns nicht, oder wenigstens noch nicht ... Sie sind unruhig, erzürnt, gereizt .. Sprechen Sie, wer ist der Verwandte, welcher Fernand heißt?“

„Ganz einfach mein Vater,“ antwortete Albert; „Herr Fernand Mondego, Graf von Morcerf, ein alter Soldat, der zwanzig Schlachtfelder sah, dessen ehrenwerthe Narben man mit dem unreinen aus der Gosse aufgeschaufelten Kothe besudeln möchte.“

„Ihr Vater ist's!“ entgegnete Beauchamp; „dann ist's etwas Anderes; ich begreife Ihre Entrüstung, mein lieber Albert. Lesen wir also wieder.“ Und er las die

Note wieder, dießmal jedes Wort betonend. „Aber wo sehen Sie,“ fragte Beauchamp, „daß der Fernand des Journals Ihr Vater ist?“

„Nirgends, ich weiß es wohl. Deßhalb will ich, daß der Sache widersprochen werde.“

Bei den Worten „ich will“ erhob Beauchamp die Augen auf Morcerf, schlug sie fast alsogleich nieder, und blieb einen Augenblick nachdenkend.

„Sie werden dieser Sache widersprechen, nicht wahr, Beauchamp?“ wiederholte Morcerf mit steigendem, obwohl immer noch verhaltenem Zorne.

„Ja,“ sagte Beauchamp.

„Das laß ich mir gefallen!“ erwiederte Albert.

„Jedoch, wenn ich versichert seyn werde, daß die Sache unwahr ist.“

„Wie!“

„Ja, es lohnt der Mühe, daß die Sache aufgeklärt werde, und ich werde sie aufklären.“

„Aber was finden Sie denn an allem dem aufzuklären, mein Herr?“ fragte Albert unbemessen. „Wenn Sie nicht glauben, daß es mein Vater ist, so sagen Sie es gleich geradezu; wenn Sie glauben, daß er es ist, sō geben Sie mir einen Grund für diese Ansicht an?“

Beauchamp schaute Albert mit jenem, ihm eigenthümlichen Lächeln an, das eines Anfluges aller Leidenschaften fähig war. „Mein Herr,“ entgegnete er, „weil „mein Herr“ gesprochen wird,... wenn Sie kamen, um mich zur Rede zu stellen, so mußten Sie es gleich anfangs thun, und nicht mit mir von Freundschaft und andern müßigen Dingen sprechen, die ich seit einer hal-

ben Stunde geduldig anhöre. Ist dieß wirklich der Boden, auf dem wir uns fortan bewegen wollen?"

„Ja, wenn Sie die niederträchtige Verleumdung nicht widerrufen!"

„Einen Augenblick! Keine Drohungen, wenn's beliebt, Herr Fernand Mondego, Vicomte von Morcerf; ich dulde sie von meinen Feinden nicht, um so weniger von meinen Freunden. Sie wollen also, daß ich der Sache hinsichtlich des Generals Fernand widerspreche, einer Sache, an der ich, auf meine Ehre, keinen Theil habe?"

„Ja, ich will es!" sagte Albert, dessen Kopf stürmisch zu werden begann.

„Außerdem wir uns schlagen werden?" fuhr Beauchamp mit der nämlichen Ruhe fort.

„Ja!" antwortete Albert mit erhobener Stimme.

„Wohlan," erwiederte Beauchamp, „hören Sie meine Antwort, mein lieber Herr: Diese Sache ist nicht durch mich eingerückt worden, ich kannte sie nicht; Sie aber haben durch Ihren Schritt meine Aufmerksamkeit auf diesen Artikel gezogen, welche sich daran festhält; er wird demnach bestehen, bis er durch Jemand dazu Berechtigten widersprochen oder bestätiget wird."

„Mein Herr," versetzte Albert aufstehend, „ich werde also die Ehre haben, Ihnen meine Secundanten zu schicken; Sie werden sich über Ort und Waffen mit ihnen verständigen."

„Sehr wohl, mein lieber Herr."

„Und heute Abend, wenn es Ihnen gefällig ist, oder spätestens morgen, werden wir uns treffen."

„Nein! Nein! Ich werde mich auf dem Duellplatze einfinden, wenn es Zeit seyn wird, und nach meiner Meinung, die ich zu äußern das Recht habe, weil ich der Geforderte bin, und nach meiner Meinung, sag' ich, ist die Zeit dazu noch nicht gekommen. Ich weiß, daß Sie sehr gut fechten, und ich so ziemlich; ich weiß, daß Sie unter sechs Schüssen dreimal das Schwarze treffen, worin ich Ihnen so ziemlich gleich komme; ich weiß, daß ein Duell zwischen uns ein ernstes Duell seyn wird, weil Sie muthig sind, und ich . . . es auch bin. Ich will mich also nicht der Gefahr aussetzen, Sie zu tödten, oder von Ihnen getödtet zu werden, ohne Grund. Daher stelle ich auf eine kategorische Weise die Frage: Bestehen Sie auf diesem Widerrufe bis zu dem Grade, mich zu tödten, wenn ich ihn nicht leiste, obgleich ich Ihnen wiederhole, obgleich ich Ihnen auf Ehre bestätige, daß ich die Sache nicht kannte, obgleich ich Ihnen endlich erkläre, daß es jedem Andern, als einem Don Japhet, wie Sie, unmöglich ist, unter dem Namen Fernand den Herrn Grafen von Morcerf zu errathen?"

„Ich bestehe durchaus darauf!"

„Wohlan, mein lieber Herr, ich willige ein, mir mit Ihnen den Hals zu brechen, aber ich verlange drei Wochen; in drei Wochen werden Sie mich wieder finden, um Ihnen zu sagen: „„Ja, die Sache ist falsch, und ich räume sie aus dem Wege, oder: Ja, die Sache ist wahr, und ich ziehe den Degen aus der Scheide, oder die Pistole aus dem Futteral, nach Ihrem Belieben.""

„Drei Wochen!" rief Albert aus; „drei Wochen sind ja drei Jahrhunderte, während welcher ich entehrt bin!"

„Wären Sie mein Freund geblieben, so hätte ich zu Ihnen gesagt: Geduld, Freund; Sie sind mein Feind geworden, und ich sage zu Ihnen: Was kümmert's mich, mein Herr!"

„Nun denn, in drei Wochen, meinetwegen!" versetzte Morcerf. „Merken Sie sich aber, in drei Wochen wird es weder einen Aufschub noch eine Ausflucht mehr geben, die Sie überheben kann..."

„Herr Albert von Morcerf," unterbrach ihn Beauchamp, ebenfalls sich erhebend, „ich kann Sie erst in drei Wochen zum Fenster hinauswerfen, das heißt: in vierundzwanzig Tagen, und Sie haben erst zu jener Zeit das Recht, mich zu durchbohren. Wir haben den 29. August, am 21. September also. Bis dahin, glauben Sie mir, und es ist ein edelmännischer Rath, den *ich Ihnen* gebe, bis dahin wollen wir das Gebell von zwei einander gegenüber angeketteten Doggen unterlassen."

Und Beauchamp grüßte den jungen Mann ernst, kehrte ihm den Rücken, und ging in seine Druckerei. Albert rächte sich an einem Haufen Journale, die er mit heftigen Spazierstöckchenhieben zerstreute, wornach er fortging, nicht ohne sich einigemal nach der Thüre der Druckerei umgekehrt zu haben. Während Albert den Vordersitz seines Cabriolets peitschte, nachdem er zuvor die unschuldigen geschwärzten Papiere gepeischt hatte, die bei seinem Unfalle nicht betheiligt waren, erblickte er, über den Boulevard fahrend, Morrel, der mit erhobenem Kopfe, munterm Blicke und ungezwungenen Ar=

men, an den chinesischen Bädern vorüberging, von dem Thore Saint-Martin kam, und in der Richtung des Boulevard de la Madeleine ging. „Ah!" sagte er seufzend, „das ist ein glücklicher Mann!" Zufällig täuschte sich Albert nicht.

Die Limonade.

In der That war Morrel sehr glücklich. Herr Noirtier hatte ihn holen lassen, und er so große Eile, zu erfahren... warum, daß er kein Cabriolet nahm, indem er sich weit mehr auf seine beiden Füsse verließ, als auf die vier Beine eines Miethpferdes; er war also von der Straße Meslay aufgebrochen, und begab sich hastig nach der Vorstadt Saint-Honoré. Morrel ging mit gymnastischen Schritte, und der arme Barrois folgte ihm, so gut er konnte. Morrel zählte einunddreißig Jahre, Barrois sechszig; Morrel war liebetrunken, Barrois von der großen Hitze angegriffen. Diese beiden Männer, so durch Interessen und Alter getrennt, glichen den zwei Linien, welche ein Dreieck bilden: durch die Basis geschieden, trafen sie an der Spitze oben zusammen. Die Spitze war Noirtier, der Morrel holen ließ, indem er ihm Eile empfahl, eine Anempfehlung, welcher Morrel, zu großer Betrübniß von Barrois, buchstäblich folgte. Morrel war bei seiner Ankunft nicht einmal außer Athem; die Liebe verleiht Schwingen; aber Barrois, seit langer Zeit nicht mehr verliebt, schwitzte über und über. Der alte Diener ließ Morrel durch die Geheimthüre eintreten, schloß die Thüre des Cabinetes, und bald verkündete ein

Rauschen des Kleides auf dem getäfelten Boden Valentinens Besuch.

Valentine war in ihren Trauerkleidern entzückend schön. Der Traum wurde so süß, daß Morrel es fast aufgegeben hätte, mit Noirtier zu sprechen; aber der Lehnstuhl des Greises rollte bald auf dem Boden, und er trat ein: Noirtier empfing mit einem wohlwollenden Blicke Morrels Danksagungen, die er in Fülle für diese wunderbare Dazwischenkunft ausdrückte, wodurch Valentine und er von Verzweiflung gerettet wurden. Dann befragte Morrel's Blick, hinsichtlich der neuen ihm bewilligten Gunst, das junge Mädchen, welches, ferne von Morrel schüchtern sitzend, zum Sprechen genöthiget zu werden wartete. Noirtier schaute sie ebenfalls an.

„Ich muß also sagen, was Du mir auftrugst?" fragte Valentine.

„Ja," winkte Noirtier.

„Herr Morrel," sprach nun Valentine zum jungen Manne, der seine Augen nicht von ihr abwendete, „mein guter Papa Noirtier hatte Ihnen tausend Dinge zu sagen, die er mir seit drei Tagen mittheilte; heute ließ er Sie holen, damit ich Sie Ihnen eröffne; ich werde sie Ihnen also eröffnen, weil er mich zu seiner Dollmetscherin gewählt hat, ohne ein Wort an seinen Absichten zu ändern."

„O! ich warte mit Ungeduld," versetzte der junge Mann; „sprechen Sie, mein Fräulein, sprechen Sie!"

Valentine schlug die Augen nieder; dieß war ein Anzeichen, welches Morrel süß schien. Valentine war nur im Glücke schwach. „Mein Vater will dieses Haus ver=

lassen," sagte sie; „Barrois beschäftiget sich damit, eine passende Wohnung für ihn zu suchen."

„Aber Sie, mein Fräulein," bemerkte Morrel, „sind doch dem Herrn Noirtier so lieb und so nothwendig?"

„Ich werde meinen Großvater nicht verlassen," erwiederte das junge Mädchen; „das ist zwischen ihm und mir eine beschlossene Sache. Entweder werde ich die *Einwilligung* des Herrn von Villefort erhalten, bei Papa Noirtier zu wohnen, oder er wird sie mir verweigern: im ersten Falle gehe ich sogleich fort; im zweiten erwarte *ich* meine Volljährigkeit, die in zehn Monaten *eintritt*. Dann werde ich frei seyn, ein unabhängiges Vermögen besitzen, und ..."

„Und? ..." fragte Morrel.

„Und mit Genehmigung meines guten Papa das Versprechen halten, das ich Ihnen gegeben habe." Valentine sprach die letzteren Worte so leise aus, daß Morrel ohne sein Interesse, keines davon zu verlieren, sie nicht hätte verstehen können.

„Drückte ich Ihre Meinung richtig aus, guter Papa?" fügte Valentine bei, zu Noirtier sich wendend.

„Ja," erwiederte der Greis.

„Bin ich einmal bei meinem Großvater," fuhr Valentine fort, „so wird Herr Morrel mich dort in Gegenwart dieses guten und würdigen Beschützers besuchen können; wenn das Band, welches unsere Herzen, vielleicht unbewußt und launenhaft, zu knüpfen begonnen, passend scheint, und unserer Erfahrung Bürgschaften künftigen Glückes bietet... ach! man sagt, daß durch Hindernisse entflammte Herzen in der Sicherheit erkalten! ...

dann mag Herr Morrel mich selbst um meine Hand bitten, ich werde seiner harren."

„O!" rief Morrel aus, der sich versucht fühlte, vor den Greis hinzuknieen, wie vor Gott, vor Valentine, wie vor einen Engel; „o! was hab' ich Gutes in meinem Leben gethan, um ein so großes Glück zu verdienen!"

„Bis dahin," fuhr das junge Mädchen mit seiner reinen und strengen Stimme fort, „werden wir die Schicklichkeiten achten, selbst den Willen unserer Eltern, woferne dieser Wille nicht strebt, uns für immer zu trennen; mit einem Worte, und ich wiederhole dieses Wort: wir werden warten."

„Und ich schwöre Ihnen, mein Herr," sagte Morrel, „die Opfer, welche dieses Wort auferlegt, *zu bringen*, nicht mit Ergebung, sondern mit Glück."

„Also," versetzte Valentine mit einem für Maximilians Herz sehr süßen Blicke, „keine Unvorsichtigkeiten mehr, mein Freund; compromittiren Sie jene nicht, die von heute an sich als bestimmt erachtet, Ihren Namen rein und würdig zu führen."

Morrel legte die Hand auf sein Herz. Inzwischen schaute Noirtier Beide zärtlich an. Barrois, der im Hintergrunde wie ein Mann geblieben war, vor dem man nichts zu verhehlen hat, lächelte, die großen Wassertropfen abtrocknend, die von seiner kahlen Stirne rannen.

„O! mein Gott, wie ist dem guten Barrois so heiß!" sagte Valentine.

„Ah!" entgegnete Barrois, „das macht, weil ich tüchtig gelaufen bin, mein Fräulein; aber dem Herrn

Morrel muß ich die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er noch schneller lief, als ich."

Noirtier wies mit dem Auge auf eine Platte, auf welcher eine Flasche Limonade und ein Glas standen. Was in der Flasche fehlte, hatte eine halbe Stunde früher Noirtier getrunken.

„Da, guter Barrois," sagte das junge Mädchen, „*nimm*, denn ich sehe, daß du sehnsüchtig diese angegriffene Flasche anschauest."

„So viel ist richtig," äußerte Barrois, „daß ich vor Durst vergehe, und gerne ein Glas Limonade auf Ihre Gesundheit trinken werde."

„So trink," sagte Valentine, „und komme dann gleich wieder."

Barrois trug die Platte fort, und war kaum im Corridor, als man ihn durch die Thüre, welche man zu schließen vergaß, den Kopf rückwärts neigen sah, um das von Valentinen gefüllte Glas zu leeren. Valentine und Morrel nahmen in Noirtier's Gegenwart von einander Abschied, als man die Schelle auf Villefort's Treppe tönen hörte. Dieß war das Zeichen eines Besuches. Valentine schaute auf die Pendeluhr. „Es ist Mittag," sagte sie; „wir haben heute Sonnabend, und ohne Zweifel ist's der Doctor."

Noirtier machte ein Zeichen, daß er es wohl seyn dürfte.

„Er wird hieher kommen, Herr Morrel muß fortgehen, nicht wahr, guter Papa?"

„Ja," antwortete der Greis.

„Barrois!" rief Valentine; „Barrois kommen Sie!"

Man hörte die Stimme des alten Dieners, welcher antwortete: „Ich komme, mein Fräulein!“

„Barrois wird Sie bis zur Thüre begleiten,“ sagte Valentine zu Morrel, „und nun vergessen Sie nicht, Herr Offizier, was mein guter Papa Ihnen anempfiehlt, keinen Schritt zu riskiren, der geeignet wäre, unser Glück bloßzustellen.“

„Ich habe zu warten versprochen,“ erwiederte Morrel, „und ich werde warten.“

In diesem Momente trat Barrois ein. „Wer hat geschellt?“ fragte Valentine.

„Der Herr Doctor von Avrigny,“ antwortete Barrois mit wankenden Füssen.

„Wohlan, was fehlt Ihnen denn, Barrois?“ fragte Valentine.

Der Alte antwortete nicht; er schaute seinen Gebieter mit verstörten Augen an, während seine gekrampfte Hand eine Stütze suchte, um aufrecht zu bleiben. „Er wird ja fallen!“ rief Morrel aus. Wirklich nahm das Zittern, von welchem Barrois ergriffen war, stufenweise zu; die durch die convulsivischen Bewegungen der Gesichtsmuskeln entstellten Züge, verkündeten einen der heftigsten nervösen Anfälle. Als Noirtier Barrois so verstört sah, vervielfältigte er seine Blicke, in denen sich, unverständlich und zuckend, alle Gemüthsbewegungen ausdrückten, welche das Herz des Menschen bestürmen. Barrois machte einige Schritte auf seinen Herrn zu. „Ah! mein Gott! mein Gott! Seigneur!“ sagte er, „was fehlt mir denn?... ich leide... ich sehe nicht mehr... Tausend feurige Punkte durchschwirren meinen Schädel. O! berühren Sie mich nicht! Berühren Sie mich nicht!“

In der That wurden seine Augen glotzend und wild, und der Kopf neigte sich rückwärts, während der untere Theil des Leibes erstarrte. Valentine stieß erschrocken einen Schrei aus; Morrel nahm sie in seine Arme, wie um sie gegen irgend eine unbekannte Gefahr zu beschützen.

„Herr von Avrigny! Herr von Avrigny!“ rief Valentine mit gekrampfter Stimme, „zu uns her! zu Hülfe!“

Barrois drehte sich um sich selbst, that drei Schritte rückwärts, stolperte, und fiel zu den Füssen Noirtier's, auf dessen Knie er seine Hand mit dem Ausrufe stützte: „Mein Herr! mein guter Herr!“

In diesem Momente erschien Herr von Villefort, vom Geschrei herbeigezogen, auf der Schwelle des Zimmers. Morrel ließ Valentine los, die halb ohnmächtig war, sprang zurück in die Ecke des Zimmers, und verschwand beinahe hinter einem Vorhange. Bleich, als hätte er eine Schlange vor seinen Augen sich ganz emporrichten sehen, heftete er einen eisigen Blick auf den mit dem Tode ringenden Unglücklichen. Noirtier bebte vor Ungeduld und Schrecken; seine Seele flog dem armen Alten zu Hülfe, der sein Freund mehr, als sein Diener war. Man sah den furchtbaren Kampf des Lebens und des Todes auf seiner Stirne durch das Anschwellen der Adern und die Zusammenziehung einiger um die Augen herum lebendig gebliebener Muskeln sich entspinnen. Barrois lag mit zuckendem Gesichte, blutunterlaufenen Augen, rückwärts gekehrtem Halse, auf dem Boden, den er mit seinen Händen schlug, während dagegen seine steifen Beine eher zu brechen, als sich zu biegen schienen. Ein leichter Schaum säumte seine Lippen, und er keuchte

schmerzlich. Betäubt stand Villefort einen Augenblick da, die Augen auf diese Scene geheftet, die seit seinem Eintritte in das Zimmer seine Blicke fesselte. Er hatte Morrel nicht gesehen. Nach einer kurzen Pause stummer Betrachtung, während welcher man sein Gesicht erblassen und die Haare auf seinem Haupte sich sträuben sah, stürzte er zur Thüre, und rief: „Doctor! Doctor! kommen Sie! kommen Sie!"

„Madame! Madame!" rief Valentine, ihrer Stiefmutter rufend, indem sie sich an den Wänden der Treppe stieß, „kommen Sie! kommen Sie schnell, und bringen Sie Ihr Riechfläschchen mit."

„Was giebt's?" fragte die schrillende und verhaltene Stimme der Frau von Villefort.

„O! kommen Sie! kommen Sie!"

„Aber wo ist denn der Doctor?" rief Villefort; „wo ist er?"

Frau von Villefort ging langsam hinab; man hörte die Bretter unter ihren Füssen knarren. In der einen Hand hielt sie das Taschentuch, mit dem sie sich das Gesicht abtrocknete, in der andern ein Fläschchen mit englischen flüchtigen Salzen. Bei der Thüre angekommen, fiel ihr erster Blick auf Noirtier, dessen Gesicht, mit Ausnahme einer in einer solchen Lage sehr natürlichen Gemüthsaufregung, eine unveränderte Gesundheit verrieth; ihr zweiter Blick traf den Sterbenden. Sie erblaßte, und ihr Auge sprang, so zu sagen, von dem Diener auf den Herrn zurück.

„Aber um's Himmels willen, Madame, wo ist der Doctor? Er ging zu Ihnen. Es ist ein Schlagfluß,

wie Sie wohl sehen, mit einem Aderlasse wird man ihn retten."

„Hat er seit Kurzem gegessen?" fragte Frau von Villefort, der Frage ausweichend.

„Madame," antwortete Valentine, „er hat nicht gefrühstückt, ist aber diesen Morgen sehr gelaufen, um einen vom guten Papa erhaltenen Auftrag zu vollziehen. Nach der Heimkehr trank er bloß ein Glas Limonade."

„Ah!" äußerte Frau von Villefort, „warum nicht Wein? Limonade ist eine sehr schlechte Wahl."

„Die Limonade war da in der Flasche des guten Papa zur Hand; der arme Barrois hatte Durst; er trank, was er fand."

Frau von Villefort bebte; Noirtier schaute sie mit seinem durchbohrenden Blicke an.

„Er hat einen so kurzen Hals," bemerkte sie.

„Madame," sagte Villefort, „ich frage Sie, wo Herr von Avrigny ist, um's Himmels willen, antworten Sie!"

„Er ist in Eduard's Zimmer, der ein wenig leidend ist," versetzte Frau von Villefort, die nicht länger ausweichen konnte.

Villefort stürzte zur Treppe, um ihn selbst zu holen.

„Hier," sagte die junge Frau, indem sie Valentinen ihr Fläschchen gab, „ohne Zweifel wird man ihm zur Ader lassen. Ich gehe wieder in mein Zimmer hinauf, denn ich kann den Anblick des Blutes nicht ertragen."

Und sie folgte ihrem Gatten.

Morrel trat aus seiner düstern Ecke hervor, wohin er sich zurückgezogen, und wo ihn Niemand gesehen hatte, so groß war die Ergriffenheit.

„Gehen Sie schnell fort, Maximilian!“ sagte Valentine zu ihm, „und warten Sie, bis ich Ihnen rufe. Gehen Sie!“

Morrel fragte Noirtier durch eine Geberde. Noirtier, der seine ganze Kaltblütigkeit bewahrte, gab ihm ein bejahendes Zeichen. Er drückte Valentinens Hand an sein Herz, und entfernte sich durch den geheimen Corridor. Zu gleicher Zeit traten Villefort und der Doctor durch die entgegengesetzte Thüre ein. Barrois begann zu sich zu kommen; die Crisis war vorüber, seine Sprache stellte sich wieder stöhnend ein, und er erhob sich auf ein Knie. Von Avrigny und Villefort trugen Barrois auf einen Langstuhl.

„Was ordnen Sie an, Doctor?“ fragte Villefort.

„Daß man Wasser und Aether bringe. Sie haben welchen im Hause?“

„Ja.“

„Man hole mir eilig Terpentinöl und ein Brechwasser.“

„Gehen Sie!“ sagte Villefort.

„Und nun möge Jedermann sich entfernen.“

„Ich auch?“ fragte Valentine schüchtern.

„Vorzüglich Sie, mein Fräulein!“ antwortete der Doctor mit Härte.

Valentine schaute Herrn von Avrigny erstaunt an, küßte Herrn Noirtier auf die Stirne, und ging fort. — Hinter ihr schloß der Doctor die Thüre mit düsterer Miene.

„Sehen Sie! Sehen Sie, Doctor, er kommt wieder zu sich; es war nur ein unbedeutender Anfall.“

Herr von Avrigny lächelte mit einer düsteren Miene.

„Wie ist Ihnen, Barrois?" fragte der Doctor.

„Ein wenig besser, mein Herr."

„Können Sie dieses Glas ätherisches Wasser trinken?"

„Ich will es probiren; aber berühren Sie mich nicht."

„Warum?"

„Weil es mir dünkt, daß ich, wenn Sie mich auch nur mit der Fingerspitze berührten, den Anfall wieder bekommen würde."

„Trinken Sie!"

Barrois nahm das Glas, näherte es seinen violetten Lippen, und leerte es etwa zur Hälfte.

„Wo fühlen Sie Schmerzen?" fragte der Doctor.

„Ueberall; ich leide an furchtbaren Krämpfen."

„Haben Sie Blendungen?"

„Ja."

„Ohrensausen?"

„Gräßlich."

„Wann hat Sie dieß befallen?"

„So eben erst."

„Schnell?"

„Wie der Blitz!"

„Gestern nichts? Vorgestern nichts?"

„Nichts."

„Keine Schlaflosigkeiten? Keine Beschwerungen?"

„Nein."

„Was haben Sie heute gegessen?"

„Ich habe nichts gegessen, sondern nur ein Glas Limonade von meinem Herrn getrunken, weiter nichts."

Und Barrois machte mit dem Kopfe ein Zeichen, um

auf Noirtier zu weisen, der, regungslos in seinem Lehnstuhle, diese schreckliche Scene betrachtete, ohne eine Bewegung davon zu verlieren, ohne ein Wort entschlüpfen zu lassen.

„Wo ist diese Limonade?" fragte der Doctor rasch.

„In der Flasche, unten."

„Wo unten?"

„In der Küche."

„Soll ich sie holen, Doctor?" fragte Villefort.

„Nein, bleiben Sie da, und trachten Sie, daß der Kranke den Rest dieses Glases Wasser trinkt."

„Aber jene Limonade..."

„... Hole ich selbst."

Von Avrigny sprang zur Thüre, öffnete sie, eilte die Diensttreppe hinab, und hätte beinahe Frau von Villefort zu Boden gerannt, die ebenfalls in die Küche hinunter ging. Sie stieß einen Schrei aus. Von Avrigny gab nicht einmal darauf Acht; von der Gewalt einer einzigen Idee fortgerissen, sprang er über die letzten drei bis vier Stufen, lief in die Küche, und erblickte die Flasche, zu drei Viertheilen leer, auf ihrer Platte. Er stürzte darauf hin, wie ein Adler auf seine Beute. Keuchend stieg er wieder in das Erdgeschoß hinauf, und kehrte in das Zimmer zurück. Frau von Villefort ging langsam die Treppe hinauf, welche in ihre Wohnung führte.

„Ist dieß wohl die nämliche Flasche, welche hier war?" fragte von Avrigny.

„Ja, Herr Doctor."

„Ist dieß die nämliche Limonade, die Sie tranken?"

„Ich glaube."

„Wie fanden Sie den Geschmack derselben?"

„Der Geschmack war bitter."

Der Doctor goß einige Tropfen Limonade in seine hohle Hand, schlürfte sie mit seinen Lippen, und spuckte die Flüssigkeit, nachdem er den Mund damit ausgespühlt hatte, wie man es mit dem Weine macht, den man kosten will, in den Kamin.

„Es ist wohl die nämliche," äußerte er. „Und tranken Sie auch davon, Herr Noirtier?"

„Ja," winkte der Greis.

„Und Sie haben ebenfalls den Geschmack derselben bitter gefunden?"

„Ja."

„Ah! Herr Doctor," rief Barrois, „so eben bekomme ich wieder einen Anfall! Mein Gott und Herr, habe Erbarmen mit mir!"

Der Doctor eilte zum Kranken. „Villefort, sehen Sie, ob das Brechwasser kommt."

Villefort sprang fort, und rief: „Das Brechwasser! Das Brechwasser! Hat man es gebracht?"

Niemand antwortete; der größte Schrecken herrschte im Hause.

„Wenn ich etwas hätte, um ihm Luft in die Lunge einblasen zu können," sagte von Avrigny, um sich schauend, „vielleicht gelänge es, dem Schlagfluße vorzubeugen. Aber nein! Nichts! Nichts!"

„O! mein Herr," schrie Barrois, „werden Sie mich so ohne Hülfe sterben lassen? O! ich sterbe! Mein Gott! Ich sterbe!"

„Eine Feder! Eine Feder!" sagte der Doctor. Er

gewahrte eine auf einem Tische. Er versuchte, die Feder in den Mund des Kranken zu stecken, der inmitten seiner Convulsionen vergebliche Anstrengungen machte, um sich zu erbrechen; allein die Kinnladen waren so zusammengepreßt, daß die Feder nicht hineindringen konnte. — Barrois war von einem noch heftigeren nervösen Anfalle ergriffen, als der erste war. Er glitt vom Langstuhle auf den Boden, und wurde starr. Der Doctor überließ ihn diesem Anfalle, den er nicht zu erleichtern vermochte, und ging zu Noirtier: „Wie befinden Sie sich?" fragte er hastig und leise; „wohl?"

„Ja."

„Leicht oder schwer im Magen? Leicht?"

„Ja."

„Wie zur Zeit, da Sie die Pille nahmen, die ich Ihnen an jedem Sonntage geben ließ?"

„Ja."

„Hat Barrois Ihre Limonade bereitet?"

„Ja."

„Haben S i e ihn zu trinken veranlaßt?"

„Nein."

„Herr von Villefort?"

„Nein."

„Madame?"

„Nein."

„Dann Valentine also?"

„Ja."

Ein Seufzer von Barrois, ein Gähnen, daß fast die Knochen der Kinnlade krachten, zogen die Aufmerksamkeit von Avrigny's auf sich; er verließ Noirtier, und

eilte zum Kranken. „Barrois," fragte der Doctor, „können Sie sprechen?"

Barrois stammelte einige unverständliche Worte.

„Versuchen Sie eine Anstrengung, mein Freund."

Barrois sperrte wieder seine blutunterlaufene Augen auf.

„Wer hat die Limonade gemacht?"

„Ich."

„Haben Sie dieselbe gleich nach ihrer Bereitung Ihrem Herrn gebracht?"

„Nein."

„Haben Sie sie also irgendwo gelassen?"

„In der Speisekammer; man rief mir."

„Wer rief Ihnen?"

„Das Fräulein Valentine."

Von Avrigny schlug sich vor die Stirne. „O! mein Gott! mein Gott!" murmelte er.

„Doctor! Doctor!" rief Barrois, der einen dritten Anfall kommen fühlte.

„Wird man denn das Brechwasser nicht bringen?" rief der Doctor aus.

„Da ist ein Glas, so eben bereitet," antwortete Villefort eintretend.

„Von wem?"

„Vom Apothekergehülfen, der mit mir kam."

„Trinken Sie!"

„Unmöglich, Doctor, es ist zu spät; meine Kehle ist gekrampft, ich ersticke! O, mein Herz! O, mein Kopf! O, welche Hölle!... Werde ich lange so leiden müssen?"

„Nein, nein, mein Freund," antwortete der Doctor, „Sie werden bald nicht mehr leiden."

„Ah! ich verstehe Sie!" rief der Unglückliche aus; „mein Gott, hab' Erbarmen mit mir!" — Und einen Schrei ausstossend, stürzte er, wie vom Blitze getroffen, rückwärts zu Boden.

Von Avrigny legte eine Hand auf sein Herz, näherte einen Spiegel seinen Lippen.

„Nun denn?" fragte Villefort.

„Sagen Sie in der Küche, daß man mir eiligst Veilchensyrup bringe."

Villefort ging sogleich hinab.

„Erschrecken Sie nicht, Herr Noirtier," sagte von Avrigny, „ich trage den Kranken in ein anderes Zimmer, um ihm zur Ader zu lassen; wahrhaftig, diese Arten von Anfällen sind gräßlich anzuschauen." Und Barrois unter den Armen fassend, schleppte er ihn in ein anstossendes Zimmer; aber beinahe alsogleich kehrte er zu Noirtier zurück, um den Rest der Limonade zu nehmen. Noirtier schloß das rechte Auge.

„Valentine, nicht wahr? Sie wollen Valentine? Ich will sagen, daß man sie Ihnen schicke."

Villefort ging wieder herauf, von Avrigny begegnete ihm im Corridor. „Nun denn?" fragte er.

„Kommen Sie," sagte von Avrigny. Und er führte ihn in das Zimmer.

„Noch immer ohnmächtig?" fragte der Staatsanwalt.

„Er ist todt."

Villefort fuhr drei Schritte zurück, schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, und erwiederte, den Leichnam

anschauend, mit unzweideutigem Mitleiden: „So schnell todt! . . .“

„Ja, sehr schnell, nicht wahr?“ versetzte von Avrigny; „doch darüber dürfen Sie sich nicht verwundern: Herr und Frau von Saint-Méran sind eben so schnell gestorben. O! in Ihrem Hause stirbt man schnell, Herr von Villefort!“

„Wie!“ rief der Justizbeamte mit einem Tone des Entsetzens und der Bestürzung aus, „Sie kommen hiewegen auf jene schreckliche Idee zurück?“

„Immer, mein Herr, immer,“ antwortete von Avrigny feierlich, „denn sie verließ mich nicht einen Augenblick, und damit Sie ja überzeugt seyen, daß ich mich dießmal *nicht* täusche, so hören Sie mich wohl an, Herr von Villefort.“

Villefort zitterte convulsivisch.

„Es giebt ein Gift, welches tödtet, fast ohne eine Spur zurückzulassen. Ich kenne dieses Gift wohl, ich studirte es in allen Zuständen, die es hervorbringt, in allen Erscheinungen, die es erzeugt. Dieses Gift erkannte ich so eben erst bei dem armen Barrois, wie ich es bei Frau von Saint-Méran erkannt habe. Es giebt ein Verfahren, die Anwesenheit dieses Giftes zu erkennen: es stellt die blaue Farbe des durch eine Säure rothgefärbten Lackmuspapieres wieder her, und färbt Veilchensyrup grün. Wir haben kein Lackmuspapier, aber da bringt man eben den von mir verlangten Veilchensyrup.“

Wirklich hörte man Schritte im Corridor; der Doctor öffnete ein wenig die Thüre, nahm aus den Händen der Zofe ein Gefäß, auf dessen Grunde sich einige Löffelvoll

Syrup befanden, und verschloß die Thüre wieder. „Sehen Sie," sagte er zum Staatsanwalte, dessen Herz so heftig schlug, daß man es hätte hören können, „sehen Sie in dieser Tasse Veilchensyrup, und in dieser Flasche den Rest der Limonade, von welcher Herr Noirtier und Barrois einen Theil getrunken haben. Wenn die Limonade rein und unverfälscht ist, wird der Syrup seine Farbe behalten; ist die Limonade vergiftet, so wird der Syrup grün werden. Geben Sie Acht!"

Der Doctor goß langsam einige Tropfen Limonade aus der Flasche in die Tasse, und auf der Stelle sah man auf dem Boden der Tasse eine Wolke sich bilden; diese Wolke nahm Anfangs eine blaue Farbe an, dann ging sie vom Saphirblauen in's Opalmilchblaue, und vom Opalmilchblauen in's Smaragdgrüne über. Bei dieser letzteren Farbe angekommen, fixirte sie sich so zu sagen darin; die Erfahrung ließ keinen Zweifel mehr übrig. „Der unglückliche Barrois ist mit der falschen Angustura oder mit der Sanct-Ignatius-Bohne vergiftet worden," sagte von Avrigny; „nun würde ich vor den Menschen und vor Gott dafür gutstehen."

Villefort sprach nichts, aber er hob die Hände zum Himmel empor, rollte wild die Augen, und sank wie niedergedonnert in einen Lehnstuhl.

Die Beschuldigung.

Herr von Avrigny hatte den Justizbeamten bald wieder zu sich gebracht, der ein zweiter Leichnam in dieser Leichenkammer schien.

„O! der Tod ist in meinem Hause!" rief Villefort aus.

„Sagen Sie . . . das Verbrechen," erwiederte der Doctor.

„Herr von Avrigny," rief Villefort aus, „ich kann Ihnen nicht schildern, was in diesem Momente in meinem Innern vorgeht, es ist Schrecken, Schmerz, Wahnsinn."

„Ja," versetzte Herr von Avrigny mit einer imponirenden Ruhe; „aber ich glaube, es sey Zeit, daß wir handeln. Ich glaube, es sey Zeit, daß wir diesem Strome von Sterblichkeit einen Damm setzen. Ich für meine Person fühle mich nicht fähig, länger noch solche Geheimnisse ohne die Hoffnung zu bergen, bald die Sühne für die Staatsgesellschaft und für die Opfer daraus hervorzurufen."

Villefort warf einen düsteren Blick um sich. „In meinem Hause," murmelte er, „in meinem Hause!"

„Nun, Justizbeamte," sagte von Avrigny, „seyen Sie ein Mann; Ausleger des Gesetzes, ehren Sie sich durch eine vollständige Opferung."

„Sie machen mich beben, Doctor, eine Opferung!"

„Ich habe das Wort ausgesprochen."

„Sie haben also Jemand in Verdacht?"

„Ich habe Niemand in Verdacht; der Tod klopft an Ihre Thüre, er tritt ein, er geht von Zimmer zu Zimmer, nicht blind, sondern intelligent, wie er ist. — Wohlan, ich bin ihm auf der Spur, ich erkenne seinen Gang; ich nehme die Weisheit der Alten an, ich tappe, denn meine Freundschaft für Ihre Familie, meine Achtung für Sie, sind zwei um meine Augen gewundene Binden; wohlan . . ."

„O! sprechen Sie, sprechen Sie, Doctor, ich werde Muth haben.“

„Wohlan, mein Herr, Sie haben bei Ihnen, im Schooße Ihres Hauses, vielleicht Ihrer Familie, eine von jenen gräßlichen Erscheinungen, von denen jedes Jahrhundert eine hervorbringt. Locusta und Agrippina, zu gleicher Zeit lebend, sind eine Ausnahme, welche den Grimm der Vorsehung beweiset, womit sie das von so vielen Verbrechen befleckte römische Reich zu verderben strebten. Brunhilde und Fredegunde sind die Resultate der peinlichen Mühe einer Civilisation in ihrer Schöpfungsgeschichte, worin der Mensch den Geist beherrschen lernte, wär's auch durch den Abgesandten der Finsternisse. Nun denn, alle jene Frauen waren jung und schön gewesen, oder waren es noch. Man hatte auf ihrer Stirne blühen gesehen,... oder auf ihrer noch blühenden Stirne,... dieselbe Unschuldsblüte, welche man auch auf der Stirne der Strafbaren wieder findet, die in Ihrem Hause ist.“

Villefort stieß einen Schrei aus, rang die Hände, und schaute den Doctor mit einer flehenden Geberde an.

Aber dieser fuhr ohne Mitleiden fort: „Suche den, welchem das Verbrechen nützt, sagt ein Axiom der Gelehrsamkeit.“

„Doctor,“ rief Villefort aus, „ach! Doctor, wie oft ist nicht die menschliche Gerechtigkeit durch diese unseligen Worte getäuscht worden! Ich weiß nicht, aber es dünkt mir, daß dieses Verbrechen . . .“

„Ah! Sie geben doch endlich zu, daß das Verbrechen existirt?“

„Ja, ich gebe es zu. Was wollen Sie? Ich muß

wohl. Aber lassen Sie mich fortfahren. Es dünkt mir, sag' ich, daß dieses Verbrechen auf mich allein fällt, und nicht auf die Opfer. Ich argwöhne irgend ein Mißgeschick für mich unter allen diesen Mißgeschicken."

„O! der Mensch," murmelte von Avrigny, „ist das selbstsüchtigste von allen Thieren, das persönlichste von allen Geschöpfen, der immer glaubt, daß nur für ihn die Erde kreiset, die Sonne glänzt, der Tod mähet, eine Ameise, die von der Höhe eines Grashalmes herab Gott lästert! Und haben jene, die das Leben verloren, nichts verloren? Herr von Saint-Méran, Frau von Saint-Méran, Herr Noirtier . . ."

„Wie, Herr Noirtier? . . ."

„Ei ja! Glauben Sie etwa, daß man es auf jenen unglücklichen Diener gemünzt habe? Nein, nein, er starb wie Shakspeare's Polonius für einen Andern. — Noirtier sollte die Limonade trinken; Noirtier trank sie nach der logischen Ordnung der Dinge; der Andere trank sie nur durch Zufall, und obgleich Barrois gestorben ist, so war's Noirtier, der sterben sollte."

„Warum aber starb dann mein Vater nicht?"

„Ich sagte es Ihnen schon eines Abends im Garten, nach dem Tode der Frau von Saint-Méran: weil sein Leib zum Gebrauche dieses Giftes befähiget ist, weil die an sich unbedeutende Dosis für jeden Andern tödtlich war, weil endlich Niemand weiß, und auch nicht der Mörder, daß ich seit einem Jahre die Lähmung des Herrn Noirtier mit Brucin behandle, während der Mörder es weiß, und durch die Erfahrung sich davon überzeugt hat, daß das Brucin ein heftiges Gift ist."

„Mein Gott! mein Gott!“ murmelte Villefort, die Hände ringend.

„Folgen Sie dem Gange des Verbrechers: er tödtet Herrn von Saint-Méran.“

„O! Doctor!“

„Ich wollte es beschwören; was man mir von den Symptomen sagte, stimmt allzu gut mit dem überein, was ich mit meinen Augen sah.“

Villefort hörte auf zu bestreiten, und brach in ein Stöhnen aus.

„Er tödtet den Herrn von Saint-Méran,“ wiederholte der Doctor, „er tödtet die Frau von Saint-Méran: da giebt's eine doppelte Erbschaft einzustreichen.“

Villefort trocknete den Schweiß, der von seiner Stirne rann.

„Hören Sie wohl.“

„Ach!“ stammelte Villefort, „ich verliere kein Wort, kein einziges.“

„Herr Noirtier,“ fuhr Herr von Avrigny mit seiner unbarmherzigen Stimme fort, „Herr Noirtier hatte kürzlich gegen Sie, gegen Ihre Familie, kurz zu Gunsten der Armen sein Testament gemacht; Herr Noirtier bleibt verschont, man erwartet nichts von ihm. Aber kaum hat er sein erstes Testament zurückgenommen, kaum das zweite gemacht, als man ihm aus Furcht, er möchte ohne Zweifel ein Drittes machen, zu Leibe geht: das Testament ist von vorgestern, glaub' ich; wie Sie sehen, verlor man keine Zeit dabei.“

„O! Erbarmen! Herr von Avrigny!“

„Kein Erbarmen, mein Herr! Der Arzt hat eine

heilige Mission auf Erden; um sie zu vollziehen, ist er zu den Quellen des Lebens emporgestiegen, und hinunter zu den geheimnißvollen Schatten des Todes. Wenn das Verbrechen begangen wurde, und Gott, ohne Zweifel darob entsetzt, seinen Blick vom Verbrecher abwendet, muß der Arzt sagen: Da ist er!"

„Erbarmen mit meiner Tochter, mein Herr!" murmelte Villefort.

„Sie selbst haben sie genannt, Sie ... ihr Vater!"

„Erbarmen mit Valentinen! Hören Sie, dieß ist unmöglich. Eben so gerne würde ich mich selbst beschuldigen! Valentine, ein diamantreines Herz, eine Lilie der Unschuld!"

„Kein Erbarmen, Herr Staatsanwalt, das Verbrechen ist auf frischer That ertappt. Das Fräulein von Villefort hat selbst die Arzneimittel eingepackt, die dem Herrn von Saint-Méran geschickt wurden, und Herr von Saint-Méran ist gestorben. Das Fräulein von Villefort hat die Tisanen für Frau von Saint-Méran bereitet, und Frau von Saint-Méran ist gestorben. Das Fräulein von Villefort nahm Barrois, den man hinaus schickte, die Flasche mit Limonade aus der Hand, welche der Greis gewöhnlich den Morgen über leeret, und der Greis entging dem Tode nur durch ein Wunder. Das Fräulein von Villefort ist die Schuldige! Sie ist die Giftmischerin! Herr Staatsanwalt, ich denuncire Ihnen das Fräulein von Villefort; thun Sie Ihre Pflicht."

„Doctor, ich widerstehe nicht mehr, ich vertheidige mich nicht mehr, ich glaube Ihnen; aber schonen Sie aus Erbarmen meines Lebens, meiner Ehre!"

„Herr von Villefort,“ versetzte der Doctor mit steigendem Eifer, „es giebt Fälle, in denen ich alle Grenzen der albernen menschlichen Rücksichtsnahme überschreite. — Hätte Ihre Tochter nur ein erstes Verbrechen begangen, und sähe ich sie ein zweites brüten, so würde ich zu Ihnen sagen: Warnen Sie sie; strafen Sie sie; möge sie den Rest ihres Lebens in irgend einer Clausur, in irgend einem Kloster mit Weinen und Beten zubringen. Hätte sie ein zweites Verbrechen begangen, so würde ich zu Ihnen sagen: Herr von Villefort, hier ist ein Gift, welches die Giftmischerin nicht kennt, ein Gift, gegen welches kein Gegengift bekannt ist, rasch wie der Gedanke, schnell wie der Blitz, tödtlich wie dessen Strahl; geben Sie ihr dieses Gift, ihre Seele Gott empfehlend, und *retten* Sie so Ihre Ehre und Ihr Leben, denn sie *hat es damit* auf Sie abgesehen. Und ich sehe sie mit ihren heuchlerischen Seufzern und mit ihren süßen Ermahnungen Ihrem Kopfpfühle sich nähern! Wehe Ihnen, Herr von Villefort, wenn Sie sich nicht beeilen, ihr zuvorzukommen!... Dieß würde ich zu Ihnen sagen, hätte sie nur zwei Personen getödtet; aber sie hat drei Todeskämpfe gesehen, sie hat drei Sterbende betrachtet, sie hat sich zu drei Leichen hingekniet: dem Henker die Giftmischerin! dem Henker! Sie sprechen von Ihrer Ehre; thun Sie, was ich Ihnen sage, und die Unsterblichkeit harret Ihrer!“

Villefort sank auf die Knie. „Hören Sie,“ sagte er, „ich habe jene Kraft nicht, die S i e besitzen, oder vielmehr die Sie nicht besäßen, wenn es sich, anstatt um meine Tochter Valentine, um Ihre Tochter Magdalene handeln würde.“

Der Doctor erblaßte.

„Doctor, jeder Mann, eines Weibes Sohn, ist geboren, um zu leiden und zu sterben; Doctor, ich werde leiden und den Tod erwarten.“

„Nehmen Sie sich in Acht,“ erwiederte Herr von Avrigny, „er wird langsam seyn... dieser Tod... Sie werden ihn sich nähern sehen, nachdem er zuvor Ihren Vater, Ihre Frau, vielleicht Ihren Sohn, weggerafft hat.“

Gekrampften Athems umschlang Villefort des Doctors Arm. „Hören Sie mich!“ rief er aus; „beklagen Sie mich, helfen Sie mir... Nein, meine Tochter ist nicht strafbar... Schleppen Sie uns vor ein Tribunal, auch dann werde ich sagen: Nein, meine Tochter ist nicht strafbar... es giebt kein Verbrechen in meinem Hause. Ich will nicht... hören Sie... daß es ein Verbrechen in meinem Hause giebt; denn wenn das Verbrechen irgendwo eintritt, so ist es wie der Tod: es kommt nicht allein. Hören Sie, was liegt Ihnen daran, wenn ich durch Meuchelmord sterbe?... Sind Sie mein Freund, sind Sie ein Mann, haben Sie ein Herz?... Nein, Sie sind Arzt!... Wohlan, ich sage Ihnen, nein, meine Tochter wird von mir nicht den Händen des Henkers überliefert!... Ah! dieß ist ein Gedanke, der mich verzehrt, der mich antreibt, wie ein Wahnsinniger meine Brust mit meinen Nägeln zu zerfleischen!... Und wenn Sie sich täuschten, Doctor! Wenn es eine andere Person wäre, als meine Tochter!... Wenn ich eines Tages bleich wie ein Gespenst zu Ihnen kommen und sagen würde: Mörder! Du hast meine Tochter getödtet!... Sehen Sie,... wenn dieß geschähe,... ich bin ein

Christ, Herr von Avrigny, und dennoch würde ich mich tödten! . . ."

„Gut," entgegnete der Doctor nach einer Pause des Schweigens, „ich werde warten."

Villefort schaute ihn an, wie wenn er noch an seinen Worten zweifelte.

„Nur," fuhr Herr von Avrigny mit langsamer und feierlicher Stimme fort, wenn irgend Jemand von Ihrer Familie erkrankt, wenn Sie selbst sich leidend fühlen, so lassen Sie mich nicht holen, denn ich werde nicht mehr kommen. Ich will zwar dieses schreckliche Geheimniß mit Ihnen theilen, aber ich will nicht, daß die Schande und die Gewissensbisse aufwuchernd in meinem Gewissen Früchte treiben, wie das Verbrechen und das Unglück in *Ihrem* Hause aufwuchernd Früchte treiben."

„Sie verlassen mich also, Doctor?"

„Ja, denn ich kann Ihnen nicht weiter folgen, und bleibe nur am Fuße des Schaffotes stehen. Irgend eine andere Offenbarung wird kommen, die das Ende dieses entsetzlichen Trauerspieles herbeiführen wird. Leben Sie wohl!"

„Doctor, ich bitte Sie inständig!"

„Alle Schrecken, die mein Denkvermögen durchschaudern, machen mir Ihr Haus verhaßt und unselig. Leben Sie wohl, mein Herr!"

„Ein Wort, nur noch ein einziges Wort, Doctor! Sie entfernen sich, und lassen mir das ganze Entsetzen der Lage zurück, ein Entsetzen, das Sie durch das vergrößerten, was Sie mir offenbarten. Aber was wird man von dem augenblicklichen, plötzlichen Tode dieses armen, alten Dieners sagen?"

„Richtig," erwiederte Herr von Avrigny, „begleiten Sie mich fort!"

Der Doctor ging zuerst hinaus, Herr von Villefort folgte ihm; die Diener standen besorgt in den Corridoren und auf den Treppen, wohin der Arzt kommen mußte.

„Mein Herr," sagte von Avrigny zu Villefort, mit so lauter Stimme sprechend, daß ihn Jedermann hörte; „der arme Barrois saß seit einigen Jahren zu viel; ehedem gewohnt, mit seinem Herrn, zu Pferde oder im Wagen, die vier Ecken von Europa zu durcheilen, hat er sich durch den einförmigen Dienst in dem Umkreise eines Lehnstuhles getödtet. Das Blut ist träge geworden. Er war fett, sein Hals dick und kurz; der Schlagfluß befiel ihn, und man setzte mich zu spät davon in Kenntniß. — Apropos," fügte er ganz leise bei, „vergessen Sie ja nicht, diese Tasse mit Veilchensyrup in die Asche zu werfen."

Und der Doctor entfernte sich, ohne Villefort's Hand zu berühren, ohne einen einzigen Augenblick auf das zurückzukommen, was er gesagt hatte, von den Thränen und Wehklagen aller Leute im Hause begleitet.

Noch am nämlichen Abende baten alle Diener Villefort's, die sich in der Küche versammelt, und lange miteinander gesprochen hatten, Frau von Villefort um die Erlaubniß, ihren Dienst zu verlassen. Kein Zureden, kein Lohnvermehrungsanerbieten konnte sie zurückhalten; auf alle Worte erwiederten sie: „Wir wollen fortgehen, weil der Tod im Hause ist."

Sie gingen also fort, ungeachtet aller an sie gestellten

Bitten, ihr lebhaftes Bedauern ausdrückend, so gute Gebieter zu verlassen, und vorzüglich die so gute, so wohlthätige und so sanfte Valentine.

Villefort schaute bei diesen Worten Valentine an.

Sie weinte.

Sonderbar! Inmitten der Gemüthsbewegung, die diese Thränen in ihm hervorriefen, schaute er auch Frau von Villefort an, und es dünkte ihm, ein flüchtiges und düsteres Lächeln über ihre dünnen Lippen gleiten zu sehen, jenen unheimlichen Meteoren ähnlich, welche man zwischen zwei Wolken auf dem Grunde eines stürmischen Himmels zucken sieht.

Das Zimmer des Bäckers, der sich zur Ruhe begab.

Am Abende des Tages, an welchem der Graf von Morcerf das Haus von Danglars mit einer Scham und Wuth verlassen hatte, wie sie die Ablehnung des Banquier begreiflich macht, war Herr Andrea Cavalcanti mit frisirten und glänzenden Haaren, zugespitztem Knebelbarte, weißen, die Nägel ausprägenden Handschuhen, in seinem Phaeton fast aufrecht stehend, in den Hof des Banquier in der Straße de la Chaussée d'Antin gefahren. Nach Verlauf von zehn Vorstellungsminuten im Salon, war es ihm gelungen, Danglars in eine Fenstervertiefung zu bringen, und hier schilderte er, nach einer geschickten Einleitung, die Widrigkeiten seines Lebens seit der Abreise seines edlen Vaters. Seit dieser Abreise habe er, wie er sagte, in der Familie des Banquier, die ihn so

gütig aufgenommen, wie einen Sohn, alle Bürgschaften des Glückes gefunden, die ein Mann immer vor den Launen der Leidenschaft suchen wolle, und er sey so glücklich gewesen, die Leidenschaft selbst an den schönen Augen des Fräuleins Danglars zu entflammen. Danglars hörte ihn mit der größten Aufmerksamkeit an; schon seit einigen Tagen erwartete er diese Erklärung, und als sie endlich geschah, wurde sein Blick eben so heiter, als bei Morcerf's Eröffnung verschlossen und düster. Er wollte jedoch den Antrag des jungen Mannes nicht so geradezu hinnehmen, ohne ihm einige vertrauliche Bemerkungen zu machen. „Herr Andrea," fragte er ihn, „sind Sie nicht ein wenig zu jung, um an das Heirathen zu denken?"

„Ei, nein, mein Herr," antwortete Cavalcanti, „ich finde dieß nicht im Mindesten: in Italien heirathen die vornehmen Herren in der Regel jung; dieß ist ein logisches Verfahren: das Leben ist so wechselvoll, daß man das Glück alsogleich festhalten muß, wenn es auf Griffweite an uns vorüberzieht."

„Setzen wir nun den Fall, mein Herr," erwiederte Danglars, „daß Ihre Anträge, welche mich ehren, meiner Frau und meiner Tochter genehm sind, mit wem werden wir das darauf Bezügliche in's Reine bringen? Dieß ist, wie mir dünkt, eine wichtige Unterhandlung, die nur die Väter für das Glück ihrer Kinder schicklich zu führen wissen."

„Mein Herr, mein Vater ist ein kluger Mann, voll Schicklichkeit und Verstand. Er sah den wahrscheinlichen Fall vorher, daß ich den Wunsch hegen würde, mich in Frankreich zu etabliren; er ließ mir also bei seiner Ab=

reise mit allen Papieren, die meine Identität darthun, einen Brief zurück, worin er mir, sollte ich eine ihm angenehme Wahl treffen, einmalhundertfünfzigtausend Livres Renten vom Tage meiner Heirath an zusichert. Dieß ist, nach meiner beiläufigen Schätzung, der vierte Theil der Einkünfte meines Vaters."

„Ich war immer gesonnen," äußerte Danglars, „meiner Tochter bei ihrer Vermählung fünfmalhunderttausend Francs zu geben; sie ist übrigens meine einzige Erbin."

„Nun denn," versetzte Andrea, „die Sache ginge vortrefflich, wie Sie sehen, vorausgesetzt, daß meine Bitte von der Frau Baronin Danglars und dem Fräulein Eugenie nicht abgeschlagen wird. Wir haben somit 175,000 Livres zu unserer Verfügung. Nehmen wir an, ich erwirke von dem Marquis, daß er mir, anstatt mir die Rente zu bezahlen, das Capital giebt... was nicht leicht seyn wird, ich weiß es wohl, aber doch seyn kann... so würden Sie uns diese zwei bis drei Millionen rentirlich machen, und zwei bis drei Millionen in geschickten Händen können immerhin zehn Procent eintragen."

„Ich nehme Geld immer nur zu vier an," bemerkte der Banquier, „und selbst zu vierthalb. Meinem Schwiegersohne gäbe ich jedoch fünf, und wir würden den Gewinn theilen."

„Wohlan, vortrefflich, Schwiegervater," entgegnete Cavalcanti, indem er sich von der etwas gemeinen Natur hinreissen ließ, die bisweilen, ungeachtet seiner Anstrengungen, durch den aristocratischen Firniß brach, womit er sie zu verdecken suchte. Aber alsogleich wieder ein=

lenkend, sagte er: „O! um Vergebung, mein Herr; Sie sehen, schon die Hoffnung macht mich fast verrückt, was gelänge erst der Wirklichkeit?"

„Ohne Zweifel," fragte Danglars, der nicht bemerkte, wie dieses anfangs uneigennützige Gespräch schnell in einen Geschäftsbetrieb überging, „giebt es einen Theil Ihres Vermögens, den Ihnen Ihr Vater nicht vorenthalten kann?"

„Welchen?" fragte der junge Mann.

„Jenen, der von Ihrer Mutter herrührt."

„Ei, richtig, jenen, der von meiner Mutter Leonora Corsinari herrührt."

„Und wie hoch kann sich dieser Vermögenstheil belaufen?"

„Meiner Treue," antwortete Andrea, „ich versichere Ihnen, mein Herr, daß ich mich nie ernstlich darum bekümmerte; aber ich schätze ihn auf mindestens zwei Millionen."

Danglars empfand jene Art von freudiger Athembeklemmung, welche den Geizigen befällt, der einen verlorenen Schatz wieder findet, oder einen dem Ertrinken nahen Menschen, der unter seinen Füssen den festen Boden statt des Bodenlosen spürt, das ihn zu verschlingen drohte.

„Nun denn, mein Herr," fragte Andrea, vor dem Banquier mit zarter Ehrerbietung sich verbeugend, „darf ich hoffen?..."

„Herr Andrea," antwortete Danglars, „hoffen Sie, und glauben Sie ja, daß diese Angelegenheit, wenn kein Hinderniß von Ihrer Seite den Gang derselben aufhält, abgeschlossen ist."

„Ah! Sie erfüllen mich mit Freude, mein Herr!“ erwiederte Andrea.

„Aber wie kommt es denn,“ fragte Danglars erwägend, „daß der Herr Graf von Monte-Christo, Ihr Patron in dieser Pariserwelt nicht mit Ihnen kam, um diese Bitte an uns zu stellen?“

Andrea erröthete unmerkbar. „Ich komme so eben vom Grafen, mein Herr,“ antwortete er; „er ist unstreitig ein charmanter Mann, besitzt aber eine unbegreifliche Originalität; er zollte mir seinen vollen Beifall; er sagte mir sogar, er zweifle nicht, daß mein Vater keinen Augenblick unschlüssig seyn werde, mir das Capital statt der Rente zu geben; er versprach mir seinen Einfluß, um mir zu helfen, dieß von ihm zu erwirken; aber er erklärte mir, daß er die Verantwortlichkeit eines Heirathsantrages niemals persönlich auf sich nahm, und niemals auf sich nehmen würde. Aber ich muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er beifügte: wenn er diesen Widerwillen jemals bedauert habe, so sey's in Beziehung auf mich, indem er der Meinung sey, daß die projektirte Heirath glücklich und passend seyn würde. Uebrigens, wenn er offiziell nichts thun wolle, behalte er sich vor, wie er mir sagte, Ihnen zu antworten, wenn Sie mit ihm sprechen werden.“

„Ah! sehr wohl!“

„Nun bin ich mit dem fertig,“ sagte Andrea mit seinem anmuthigsten Lächeln, „was ich mit dem Schwiegervater zu sprechen hatte, und wende mich an den Banquier.“

„Was wollen Sie von ihm?“ fragte Danglars lächelnd.

„Ich habe übermorgen viertausend Francs bei Ihnen zu erheben; allein der Graf meinte, daß der kommende Monat vielleicht eine Vermehrung von Ausgaben veranlassen dürfte, zu deren Bestreitung mein kleines Junggeselleneinkommen nicht genügen könnte, und hier ist eine Anweisung auf zwanzigtausend Francs, die er mir, ich sage nicht geschenkt, aber gegeben hat. Sie ist von ihm eigenhändig unterzeichnet, wie Sie sehen; haben Sie nichts dagegen einzuwenden?“

„Bringen Sie mir Anweisungen, wie diese, im Betrage einer Million, und ich nehme sie an,“ versetzte Danglars, indem er die Anweisung in seine Tasche steckte; „bezeichnen Sie mir eine Stunde für morgen, und mein Cassendiener wird mit einer Quittung von vierundzwanzigtausend Francs zu Ihnen kommen.“

„Um zehn Uhr Morgens, wenn Sie so gefällig seyn wollen; je früher, desto besser; ich wünschte morgen auf das Land zu gehen.“

„Meinetwegen; um zehn Uhr; noch immer im Hôtel des Princes?“

„Ja.“

Am andern Tage waren, mit einer Zeiteinhaltung, die der Pünktlichkeit des Banquier Ehre machte, die vierundzwanzigtausend Francs bei dem jungen Manne, der wirklich ausging, und zweihundert Francs für Caderousse zurückließ. Andrea's Hauptzweck bei diesem Ausgange war, seinem gefährlichen Freunde auszuweichen; daher kehrte er am Abende so spät als möglich heim. Aber kaum hatte er das Pflaster des Hofes betreten, als der Portier des Hôtels ihm entgegen trat, der mit dem Käpp-

chen in der Hand seiner harrte. „Mein Herr," sprach er, „jener Mann ist gekommen."

„Welcher Mann?" fragte Andrea nachläßig, als hätte er jenen vergessen, dessen er sich im Gegentheile nur allzugut erinnerte.

„Jener, dem Eure Excellenz diese kleine Rente ausgeworfen haben."

„Ah! ja," versetzte Andrea, „jener alte Diener meines Vaters. Wohlan, gaben Sie ihm die zweihundert Francs, die ich für ihn zurückließ?"

„Ja, Excellenz, pünktlich." Andrea ließ sich Excellenz nennen.

„Er wollte sie aber nicht nehmen," fuhr der Portier fort.

Andrea erblaßte, nur konnte ihn Niemand *erblassen* sehen, da es Nacht war. „Wie? Er wollte sie nicht nehmen?" fragte er mit einer leicht bewegten Stimme.

„Nein; er wollte mit Eurer Excellenz sprechen. Ich antwortete, Sie seyen ausgegangen; er bestand darauf; zuletzt aber schien er sich überzeugen zu lassen, und gab mir diesen Brief, den er versiegelt brachte."

„Geben Sie ihn her," sagte Andrea.

Er las bei der Laterne seines Phaetons: „Du weißt, wo ich wohne; ich erwarte Dich morgen früh um neun Uhr."

Andrea untersuchte das Siegel, um zu sehen, ob es aufgebrochen wurde, und ob indiscrete Blicke in das Innere des Briefes dringen konnten; allein dieser war mit einem solchen Aufwande von Falten und Ecken zusammengelegt, daß man, um ihn zu lesen, das Siegel

hätte erbrechen müssen; nun aber war das Siegel völlig unverſehrt. „Sehr wohl,“ äußerte er. „Der arme Menſch! Er iſt ein ſehr vortreffliches Weſen!“

Er verließ den Portier, der von dieſen Worten ſehr erbaut war, und nicht wußte, wen er mehr bewundern ſollte, den jungen Mann oder den alten Diener. „Spannen Sie ſchnell aus, und kommen Sie zu mir herauf,“ ſagte Andrea zu ſeinem Groom.

In zwei Sprüngen war der junge Mann in ſeinem Zimmer, und hatte den Brief von Caderouſſe verbrannt, und ſogar die Aſche davon vernichtet. Er vollendete dieſes Geſchäft, als der Diener eintrat. „Du haſt den nämlichen Wuchs, wie ich, Peter?“ ſagte er zu ihm.

„Ich habe dieſe Ehre, Excellenz,“ antwortete der Diener.

„Du mußt eine neue Livrée haben, die man Dir geſtern brachte?“

„Ja, mein Herr.“

„Ich habe mit einer hübſchen Griſette zu thun, der ich weder meinen Titel, noch meinen Stand ſagen will; leihe mir Deine Livrée, und bringe mir Deine Papiere, damit ich nöthigenfalls in einem Wirthshauſe übernachten kann.“

Peter gehorchte. Fünf Minuten nachher verließ Andrea, völlig verkleidet, das Hôtel, ohne erkannt zu werden, nahm ein Cabriolet, und ließ ſich in das Wirthshaus zum rothen Roſſe, zu Picpus, fahren. Am andern Tage verließ er das Wirthshaus zum rothen Roſſe, wie er das Hôtel des Princes verlaſſen hatte, nämlich unbemerkt, ging die Vorſtadt Saint-Antoine hinunter, blieb an der

Thüre des dritten Hauses links stehen, und schaute sich nach Jemanden um, bei dem er sich in Abwesenheit des Portiers erkundigen konnte.

„Wen suchen Sie, mein hübscher Junge?“ fragte die Obsthändlerin gegenüber.

„Herrn Pailletin, Ihnen aufzuwarten, meine dicke Mama.“

„Einen Bäcker, der sich zur Ruhe begab?“ fragte die Obsthändlerin.

„Richtig, der ist's.“

„Er wohnt im Hofe hinten, links, im dritten Stockwerke.“

Andrea schlug den bezeichneten Weg ein, und fand im dritten Stockwerke eine Hasenpfote, die er mit einer Anwandlung von übler Laune in Thätigkeit setzte, welche die Schelle durch ihre hastige Bewegung verspürte. Eine Secunde nachher erschien das Gesicht von Caderousse am Drahtgitter der Thüre. „Ah! Du bist pünktlich,“ sagte er. Und er schob den Riegel zurück. „Parbleu!“ versetzte Andrea eintretend: Und er schleuderte sein Livréekäppchen vor sich hin, das, den Stuhl verfehlend, zu Boden fiel, und ging ungestüm durch das ganze Zimmer.

„Nun, nun,“ sagte Caderousse, „ärgere Dich nicht, mein Lieber. Sieh, ich dachte an Dich; schau nur ein wenig das gute Frühstück an, welches wir bekommen werden; lauter Sachen, die Du liebst, alle Wetter!“

Wirklich athmete Andrea einen Küchengeruch ein, dessen starke Düfte einen gewissen Eindruck auf einen ausgehungerten Magen nicht verfehlten; es war ein Ge-

misch von frischem Fette und Knoblauch, das Wahrzeichen der Provinzküche unteren Ranges; es war außerdem der Geruch eines Fisches, der eine Scharre gebildet hat, dazu der scharfe Duft der Muskatnuß und der Würznelke. All das dunstete aus zwei bauchigen und zugedeckten, auf zwei Platten gestellten Schüsseln, und aus einer Casserolle auf, die im Bratrohre eines gußeisernen Ofens brudelte. Andrea sah außerdem in einem anstossenden Zimmer einen ziemlich reinlichen Tisch mit zwei Gedecken, zwei Flaschen versiegelten Wein, die Eine grün, die Andere gelb, einer guten Maß Likör in einer Carafine, und einem Durcheinander von künstlich auf einem großen Fayenceteller gelegten Früchten.

„Was dünkt Dir davon, mein Lieber?“ fragte Caderousse; „he! wie lieblich dieß duftet! Ah! ich war ein guter Koch dort unten: Du erinnerst Dich, wie man sich nach meiner Küche die Finger leckte? Und Du warst der Erste, welcher meine Saucen kostete, und sie nicht verschmähte, glaub' ich?“ Und Caderousse begann einen Nachtrag von Zwiebeln zu häuten.

„Gut, gut,“ sagte Andrea unwillig; „pardieu! wenn Du mich gestört hast, damit ich mit Dir frühstücke, so hole Dich der Teufel!

„Mein Sohn,“ entgegnete Caderousse spruchreich, „während des Essens plaudert man; und findest Du denn, Undankbarer, der Du bist, kein Vergnügen daran, ein wenig Deinen Freund zu sehen? Ich weine vor Freude darüber.“ Caderousse weinte wirklich, nur war es schwierig, zu sagen, ob die Freude oder die Zwiebeln

auf die Thränendrüse des ehemaligen Wirthes zur Gardbrücke wirkten.

„Sey doch still, Heuchler!“ versetzte Andrea; „Du liebst mich, Du?“

„Ja, ich liebe Dich, oder der Teufel soll mich holen; das ist eine Schwachheit,“ antwortete Caderousse, „ich weiß es wohl, aber sie ist stärker, als ich.“

„Was Dich nicht hinderte, daß Du mich kommen ließest, um mir irgend einen schlimmen Streich zu spielen.“

„Geh doch!“ äußerte Caderousse, sein langes Messer an seiner Schürze abtrocknend; „würde ich, wenn ich Dich nicht liebte, das elende Leben ertragen, das Du mir bereitest? Sieh nur ein wenig, Du hast das Kleid Deines Dieners an, also hast Du einen Diener; ich habe keinen, ich muß meine Gemüse selbst säubern: Du findest an meiner Küche kein Behagen, weil Du an der Wirthstafel im Hôtel des Princes dinirst, oder im Café de Paris. Nun denn, auch ich könnte einen Diener haben, auch ich könnte ein Tilbury haben; auch ich könnte diniren, wo ich möchte; nun denn, warum entbehre ich all das? Um meinem lieben Benedetto nicht lästig zu fallen. Nun, gesteh wenigstens, daß ich es könnte, he?“ Und ein völlig deutlicher Blick von Caderousse vollendete den Sinn seiner Aeußerung.

„Nun,“ erwiederte Andrea, „nehmen wir an, daß Du mich liebest; warum forderst Du dann, daß ich komme, um mit Dir zu frühstücken?“

„Ei, um Dich zu sehen, mein Lieber.“

„Um mich zu sehen? Wozu, da wir alle unsere Bedingungen zum Voraus geordnet haben?“

„Ei, lieber Freund," fragte Caderousse, „giebt es denn Testamente ohne Codicille? Doch Du kamst zunächst, um zu frühstücken, nicht wahr? Wohlan, setze Dich, und fangen wir mit diesen Sardellen und mit dieser frischen Butter an, die ich Dir zu Liebe, Du Schelm, auf Weinblätter legte. Ah! ja, Du betrachtest mein Zimmer, meine vier Strohstühle, meine Bilder, den Rahmen zu drei Francs. Ei, was willst Du? Das ist nicht das Hôtel des Princes."

„Ja, Du bist jetzt mißmuthig, Du bist nicht mehr glücklich, und verlangtest doch nur das Leben eines Bäckers zu führen, der sich zur Ruhe begeben hat."

Caderousse seufzte.

„Nun denn, was hast Du darauf zu erwiedern? Dein Traum ist erfüllt worden."

„Ich habe zu erwiedern, daß es ein Traum ist; ein Bäcker, der sich zur Ruhe begeben hat, ist reich, hat Renten."

„Pardieu, Du hast ja Renten."

„Ich?"

„Ja, Du, weil ich Dir Deine zweihundert Francs bringe."

Caderousse zuckte die Achseln. „Es ist demüthigend," sagte er, „auf solche Art ungerne gegebenes Geld zu erhalten, kurz dauerndes Geld, das mir von Heute auf Morgen entgehen kann. Du siehst wohl, daß ich Ersparungen für den Fall des Aufhörens Deines Wohlstandes machen muß. Ei, mein Freund, das Glück ist unbeständig, wie der Feldprediger des . . . Regiments

sagte. Ich weiß wohl, daß Dein Glück unermeßlich ist, Bösewicht; Du wirst die Tochter von Danglars heirathen."

„Wie? Von Danglars?"

„Gewiß... von Danglars! Muß ich nicht sagen: vom Baron Danglars? Dieß wäre, als ob ich sagen wollte: vom Grafen Benedetto... Danglars war mein Freund, und hätte er kein so schlechtes Gedächtniß, so sollte er mich zu Deiner Hochzeit einladen... da er auf die meinige gekommen... ja, ja, ja, auf die meinige! Ei, damals war er nicht so stolz; er war ein unbedeutender Commis bei dem guten Herrn Morrel. Ich dinirte mehr als einmal mit ihm und dem Grafen von Morcerf... Du siehst, daß ich schöne Bekanntschaften habe, und daß wir, wollte ich sie nur ein klein wenig cultiviren, in den nämlichen Salons zusammenkämen."

„Geh doch, Dein Neid macht, daß Du den Himmel voll Geigen siehst, Caderousse."

„Gut, mein Benedetto, man weiß, was man sagt. Vielleicht wird man dereinst auch seinen Sonntagsstaat anziehen, und bei einem Thorwege rufen: „Aufgemacht, wenn's beliebt!" Inzwischen setze Dich, und laß uns essen!"

Caderousse gab das Beispiel, und begann mit gutem Appetite zu frühstücken, alle Gerichte lobend, die er seinem Gaste auftischte. Dieser schien seinen Entschluß zu fassen, entpfropfte muthig die Flaschen, und griff mit dem Fischstecher den Fisch mit der Knoblauch= und Oelscharre an.

„Ah! Gevatter," äußerte Caderousse, „es scheint, daß

Du Dich mit Deinem ehemaligen Haushofmeister wieder aussöhnest?"

„Meiner Treue, ja," antwortete Andrea, bei dem, da er jung und kräftig war, der Appetit für den Augenblick die Oberhand über alles Andere gewann.

„Und Du findest es gut, Spitzbube?"

„So gut, daß ich nicht begreife, wie ein Mensch, der so gute Sachen fricassirt und ißt, finden kann, daß das Leben schlecht sey."

„Siehst Du," entgegnete Caderousse, „dieß rührt davon her, daß mein ganzes Glück durch einen einzigen Gedanken verbittert ist."

„Durch welchen?"

„Daß ich auf Kosten eines Freundes lebe, da ich sonst immer meinen Lebensunterhalt selbst ordentlich erwarb."

„O! o! dieß darf Dich nicht kümmern," versetzte Andrea, „ich habe genug für zwei, genire Dich nicht."

„Nein, wahrhaftig, Du wirst mir glauben, wenn Du willst, am Ende eines jeden Monates fühle ich Gewissensbisse."

„Guter Caderousse!"

„So zwar, daß ich gestern die zweihundert Francs nicht nehmen wollte."

„Ja, Du wolltest mit mir sprechen; waren es aber wirkliche Gewissensbisse?"

„Wirkliche Gewissensbisse; und dann stieg ein Gedanke in mir auf."

Andrea bebte; er bebte immer bei den Gedanken von Caderousse.

„Es ist armselig, siehst Du," fuhr jener fort, „immer so das Ende des Monates zu erwarten."

„Ei," erwiederte Andrea philosophisch, entschlossen, seinen Gefährten herausrücken zu sehen, „geht nicht das Leben mit Erwarten vorüber? Thu ich, zum Beispiel, etwas Anderes? Nun denn, ich dulde mich, nicht wahr?"

„Ja, weil Du, anstatt erbärmliche zweihundert Francs zu erwarten, fünf- bis sechstausend, vielleicht zehn-, vielleicht sogar zwölftausend erwartest, denn Du bist ein Geheimnißkrämer; dort unten hattest Du immer Sparpfennige, Sparbüchsen, die Du vor Deinem armen Freunde Caderousse zu verheimlichen suchtest. Zum Glücke besaß er eine feine Nase, der fragliche Freund Caderousse."

„Da beginnst Du schon wieder abzuschweifen," äusserte Andrea, „und immer von Vergangenem zu sprechen und wieder zu sprechen; aber wozu ist es gut, immer auf die alte Rede wieder zurückzukommen, ich frage Dich?"

„Ah! dieß rührt davon her, daß Du einundzwanzig Jahre alt bist, und das Vergangene vergessen kannst; ich zähle fünfzig, und bin wohl genöthiget, mich daran zu erinnern. Doch gleichviel, sprechen wir wieder von Geschäften."

„Ja."

„Ich wollte sagen, daß ich, wenn ich an Deiner Stelle wäre . . ."

„Nun denn?"

„. . . Realisiren würde . . ."

„Wie? Du würdest realisiren? . . .“

„Ja, ich würde ein halbes Jahr vorausbegehren, unter dem Vorwande, daß ich wählbar werden, und einen Meierhof kaufen will, dann mit meinem halben Jahre mich aus dem Staube machen.“

„Ei, ei, ei,“ sagte Andrea, „dieß ist vielleicht kein gar übler Einfall.“

„Mein lieber Freund,“ versetzte Caderousse, „iß von meiner Küche, und befolge meine Rathschläge, Du wirst Dich dabei physisch und moralisch nicht schlechter befinden.“

„Wohlan,“ fragte Andrea, „warum befolgst Du nicht selbst den Rath, den Du giebst? Warum realisirst Du nicht ein halbes Jahr, sogar ein ganzes Jahr, und begiebst Dich nach Brüssel? Anstatt einem Bäcker zu gleichen, der sich von den Geschäften zurückgezogen hat, würdest Du wie ein Bankerottirer in der Ausübung seiner Verrichtungen aussehen: das läßt, sich wohl hören.“

„Aber was zum Teufel soll ich, nach Deiner Meinung, mit zwölfhundert Francs anfangen?“

„Ah! Caderousse,“ erwiederte Andrea, „wie begehrlich Du wirst! Vor zwei Monaten starbst Du vor Hunger.“

„Der Appetit kommt während des Essens,“ versetzte Caderousse, seine Zähne weisend, wie ein lachender Affe oder wie ein brummender Tiger. „Daher,“ fügte er bei, indem er mit den nämlichen, ungeachtet seines Alters so weißen und so spitzigen Zähnen, einen ungeheuern Bissen Brod abbiß, „hab' ich einen Plan entworfen.“

Die Pläne von Caderousse erschreckten Andrea noch

mehr, als seine Gedanken; die Gedanken waren nur der Keim, der Plan war die Verwirklichung. „Laß diesen Plan hören," sagte er; „er muß hübsch seyn!"

„Warum nicht? Der Plan, mittelst dessen wir die Anstalt des Herrn Chose verließen ... von wem kam er, he? Von mir, denk' ich; er war auch nicht so gar übel, dünkt mir, weil wir da sind!"

„Ich stelle es nicht in Abrede," antwortete Andrea; „Du hast bisweilen gute Einfälle; aber laß doch Deinen Plan hören!"

„Sprich," fuhr Caderousse fort, „kannst Du, ohne einen Sou auszuzahlen, mir so etwa fünfzehntausend Francs zubringen ... nein, fünfzehntausend Francs sind nicht genug; mit weniger als dreißigtausend Francs kann ich nicht wieder ein rechtschaffener Mann werden?"

„Nein," antwortete Andrea trocken, „nein, ich kann es nicht."

„Du hast mich nicht verstanden, wie es scheint," versetzte Caderousse gelassen mit einer ruhigen Miene: „ich sagte Dir ... ohne einen Sou auszuzahlen."

„Willst Du nicht, daß ich stehlen soll, um meine ganze Angelegenheit zu verderben, und die Deinige mit der meinigen, und daß man uns dort wieder hinunterführe?"

„O!" sagte Caderousse, „mir ist's ganz gleichgültig, wenn man mich wieder packt; ich bin ein drolliger Bursche, weißt Du; ich habe bisweilen Langweile nach den Kameraden; ich bin nicht, wie Du, Herzloser, der Du sie nie wieder sehen möchtest!"

Andrea that dießmal mehr als beben, er erblaßte.

„Nun, Caderousse, keine Albernheiten," äußerte er.

„Nein doch! Sey daher unbesorgt, mein lieber Benedetto; aber deute mir ein Mittelchen an, diese dreißigtausend Francs zu gewinnen, ohne Dich in etwas zu mischen; Du wirst mich gewähren lassen, weiter nichts!"

„Wohlan, ich werde sehen, ich werde suchen!" erwiederte Andrea.

„Aber inzwischen wirst Du meinen Monat auf fünfhundert Francs erhöhen, nicht wahr, Junge? Es wandelt mich eine sonderbare Sucht an, ich möchte eine Bonne nehmen!"

„Nun denn, Du wirst Deine fünfhundert Francs bekommen," sagte Andrea; „aber es fällt mir schwer, mein armer Caderousse, ... Du mißbrauchest..."

„Bah!" äußerte Caderousse, „da Du aus bodenlosen Geldkisten schöpfest."

Man hätte meinen mögen, daß Andrea seinen Gefährten auf diesem Punkte erwartete, ein so schneller Blitz funkelte in seinem Auge, der freilich alsogleich erlosch. „Dieß ist die Wahrheit," antwortete Andrea, „und mein Gönner benimmt sich vortrefflich gegen mich."

„Dieser liebe Gönner," erwiederte Caderousse, „giebt Dir also monatlich?..."

„Fünftausend Francs," entgegnete Andrea.

„Ebenso viele Tausende, als Du mir Hunderte giebst," äußerte Caderousse; „wahrhaftig, nur die Bastarde haben Glück. Fünftausend Francs monatlich ... Wie zum Teufel kann man all das anbringen?"

„Ei, mein Gott, das ist gar schnell ausgegeben; daher bin ich, wie Du, ich möchte wohl ein Capital haben."

„Ein Capital . . . ja . . . ich begreife . . . Jedermann möchte gerne ein Capital haben.“

„Nun denn, ich werde eines bekommen.“

„Und wer wird es Dir geben? Dein Prinz?“

„Ja, mein Prinz; leider muß ich warten.“

„Auf was mußt Du warten?“ fragte Caderousse.

„Auf seinen Tod.“

„Auf den Tod Deines Prinzen?“

„Ja.“

„Wie so?“

„Weil er mich in sein Testament gesetzt hat.“

„Ist's wahr?“

„Auf mein Ehrenwort!“

„Mit wie viel?“

„Mit fünfmalhunderttausend Livres.“

„Sonst nichts? Dank für das Wenige.“

„Es ist so, wie ich Dir sage.“

„Geh doch, es ist nicht möglich!“

„Caderousse, bist Du mein Freund?“

„Wie doch! Auf Leben und Tod.“

„Wohlan, ich will Dir ein Geheimniß mittheilen.“

„Sprich!“

„Aber das sag' ich Dir . . .“

„O! pardieu! stumm wie ein Karpfen.“

„Nun denn, ich glaube . . .“ Andrea hielt um sich schauend inne.

„Du glaubst?'... Fürchte Dich nicht, pardieu! wir sind allein.“

„Ich glaube, daß ich meinen Vater wieder gefunden habe.“

„Deinen rechten Vater?“

„Ja.“

„Nicht den Vater Cavalcanti?“

„Nein, weil dieser wieder fortgereiset ist; den rechten, wie Du sagst.“

„Und dieser Vater ist ...“

„Nun denn, Caderousse, dieser Vater ist ... der Graf von Monte-Christo.“

„Pah!“

„Ja, Du begreifst, so erklärt sich Alles. Er kann mich nicht offen anerkennen, wie es scheint, aber er läßt mich durch Herrn Cavalcanti anerkennen, dem er fünfzigtausend Francs dafür giebt.“

„Fünfzigtausend Francs, um Dein Vater zu seyn! Ich hätte es für die Hälfte dieses Geldes gethan, für zwanzigtausend, für fünfzehntausend; warum dachtest Du nicht an mich, Undankbarer?“

„Wußte ich es, da sich Alles machte, während wir dort unten waren?“

„Ah! es ist wahr! Und Du sagst, daß er Dir in seinem Testamente ...“

„Fünfmalhunderttausend Livres hinterläßt.“

„Weißt Du es gewiß?“

„Er hat mir's gezeigt; aber dieß ist nicht Alles.“

„Ist ein Codicill dabei, wie ich eben erst sagte?“

„Wahrscheinlich.“

„Und in diesem Codicille? ...“

„Anerkennt er mich.“

„O! der gute Mann von einem Vater, der brave Mann von einem Vater, der ehrlichste Mann von einem

Vater!" rief Caderousse aus, indem er einen Teller in der Luft sich drehen ließ, den er mit seinen beiden Händen hielt.

„Jetzt sag mehr, daß ich Dir Geheimnisse verhehle!"

„Nein, und Dein Vertrauen ehrt mich in meinen Augen. Und Dein prinzlicher Vater ist also reich, sehr reich?"

„Ich glaube wohl. Er kennt sein Vermögen nicht."

„Ist's möglich?"

„Ei, ich seh's doch, da ich zu jeder Stunde Zutritt bei ihm habe. Neulich brachte ihm ein Bankdiener fünfzigtausend Francs in einem Portefeuille, so dick wie Deine Serviette; gestern brachte ihm sein Banquier hunderttausend Francs in Gold."

Caderousse war betäubt; es dünkte ihm, die Worte des jungen Mannes hätten den Klang des Metalles, und er höre Louisd'or-Cascaden rauschen. „Und Du gehest in dieses Haus?" rief er treuherzig aus.

„So oft ich will."

Caderousse sann einen Augenblick nach. Es war leicht zu sehen, daß er in seinem Innern einen wichtigen Gedanken brüte. Dann sagte er plötzlich: „Wie gerne möchte ich all das sehen, und wie schön muß dieß seyn!"

„So viel ist richtig," bemerkte Andrea, „daß es prächtig ist!"

„Und wohnt er nicht im Zugange der Champs-Elysées?"

„Nummer dreißig."

„Ah!" sagte Caderousse, „Nummer dreißig?"

„Ja, ein schönes, alleinstehendes Haus, zwischen Hof und Garten, Du kennst Dich gleich aus.“

„Das ist möglich; allein nicht das Aeußere beschäftiget mich, sondern das Innere: was für schöne Möbel müssen darin seyn, he!“

„Hast Du bisweilen die Tuilerien gesehen?“

„Nein.“

„Nun denn, in jenem Hause ist's noch schöner.“

„Sag an, Andrea, es muß einträglich seyn, sich zu bücken, wenn dieser gute Herr Monte-Christo seine Börse fallen läßt?“

„O! mein Gott, es lohnt sich nicht der Mühe, auf diesen Augenblick zu warten,“ antwortete Andrea; „das Geld liegt in diesem Hause herum, wie die Früchte in einem Obstgarten.“

„Höre, Du solltest mich einst dahin mitnehmen.“

„Ist dieß möglich, und unter welchem Titel?“

„Du hast Recht; aber Du treibst mir das Wasser in den Mund; ich muß dieß schlechterdings sehen; ich werde ein Mittel dazu finden.“

„Keine Dummheiten, Caderousse!“

„Ich werde mich als Bodenbohner vorstellen.“

„Es sind überall Teppiche.“

„Ah! ich Dummkopf! Dann muß ich mich begnügen, es in der Einbildung zu sehen.“

„Das ist das Beste, glaube mir.“

„Suche wenigstens, mir begreiflich zu machen, was es seyn kann.“

„Wie so?“

„Nichts Leichteres. Ist das Ganze groß?“

„Weder zu groß, noch zu klein."

„Aber wie ist's eingetheilt?"

„Ei, da müßte ich Dinte und Papier haben, um einen Plan zu zeichnen."

„Hier!" versetzte Caderousse rasch. Und er holte auf einem alten Schreibpulte ein Blatt weißes Papier, Dinte und eine Feder. „Da," sagte Caderousse, „zeichne mir all das auf das Papier, mein Sohn."

Andrea nahm die Feder mit einem unmerkbaren Lächeln, und begann: „Das Haus steht, wie ich Dir sagte, zwischen Hof und Garten; siehst Du, so."

Und Andrea machte den Riß des Gartens, des Hofes und des Hauses.

„Hohe Mauern?"

„Nein, acht bis zehn Fuß höchstens."

„Das ist nicht vorsichtig," bemerkte Caderousse.

„Im Hofe sind Pomeranzenkästen, Rasenplätze, Blumenparterre's."

„Und keine Wolfsfallen?"

„Nein."

„Die Ställe?"

„An den beiden Seiten des Gitters, wie Du da siehst."

Und Andrea zeichnete fort.

„Nun zum Erdgeschosse," sagte Caderousse.

„Im Erdgeschosse: ein Speisesaal, zwei Salons, ein Billardsaal, eine Treppe zum Vorplatze, und eine kleine Geheimtreppe."

„Fenster?"

„Herrliche Fenster, so schöne, so große, daß ich

glaube, ja, meiner Treue, daß ein Mann von Deinem Wuchse durch jede Scheibe schlüpfen könnte."

„Wofür, zum Teufel hat man Treppen, wenn man solche Fenster hat?"

„Was willst Du? Luxus!"

„Aber Fensterläden?"

„Ja, Fensterläden, deren man sich aber niemals bedient. Dieser Graf von Monte-Christo ist ein Original, der den Himmel sogar bei Nacht gerne sieht."

„Und wo schlafen die Diener?"

„O! sie haben ihr eigenes Haus. Stelle Dir einen hübschen Wagenschoppen rechts bei dem Eintritte vor, worin man die Leitern aufbewahrt. Nun denn, auf diesem Wagenschoppen befindet sich eine Reihe von Zimmern für die Diener, mit Schellen, die mit den Zimmern in Verbindung stehen."

„Ah Teufel! Schellen!"

„Was sagst Du?"..."

„Nichts. Ich sage, daß die Vorrichtung mit den Schellen sehr viel kostet; und wozu nützen sie, ich frage Dich?"

„Ehedem war ein Hund da, der bei Nacht im Hofe herumging, aber man ließ ihn in das Haus zu Auteuil führen, Du weißt, in jenes, wohin Du kamest?"

„Ja."

„Ich sagte erst gestern wieder zu ihm: „„Es ist unvorsichtig von Ihnen, Herr Graf; denn wenn Sie nach Auteuil gehen, und Ihre Diener mitnehmen, steht das Haus leer.""

„Nun denn," fragte er, „was weiter?"

„Nun denn, was weiter? „„An irgend einem passenden Tage wird man Sie bestehlen.""

„Was antwortete er?"

„Er antwortete: „„Nun denn, was verschlägt's mir, wenn man mich bestiehlt?""

„Andrea, er wird irgend einen Secretär mit mechanischer Vorrichtung haben."

„Wie so?"

„Ja, der den Dieb in einem Gitter fängt, und eine Arie spielt. Man sagte mir, daß ein solcher bei der letzten Ausstellung war."

„Er hat bloß einen Secretär von Mahagonyholz, an dem ich immer den Schlüssel stecken sah."

„Und man bestiehlt ihn nicht?"

„Nein, die Leute, welche ihn bedienen, sind ihm ganz ergeben."

„In diesem Secretär muß Geld liegen, he?"

„Vielleicht liegt welches darin . . . man kann nicht wissen, was darin liegt."

„Und wo steht er?"

„Im ersten Stockwerke."

„Zeichne mir doch ein wenig den Plan vom ersten Stockwerke, Junge, wie Du ihn mir vom Erdgeschosse gemacht hast."

„Das ist leicht."

Und Andrea nahm die Feder wieder.

„Im ersten Stockwerke, siehst Du, ist ein Vorzimmer, ein Salon; rechts vom Salon die Bibliothek und das Arbeitscabinet; links vom Salon ist das Schlafzimmer

und ein Toilettecabinet. In diesem Toilettecabinet steht der fragliche Secretär."

„Hat das Toilettecabinet ein Fenster?"

„Zwei, da und da."

Und Andrea zeichnete zwei Fenster in das Zimmer, welches im Plane die Ecke bildete, und ein kleineres, dem langen Vierecke des Schlafzimmers angefügtes Viereck bildete. Caderousse wurde nachsinnend. „Und geht er oft nach Auteuil?" fragte er.

„Zwei- bis dreimal wöchentlich; morgen, zum Beispiele, bringt er den Tag und die Nacht dort zu."

„Weißt Du es gewiß?"

„Er lud mich ein, dort zu diniren."

„Das laß ich mir gefallen, das ist eine Existenz!" sagte Caderousse: „ein Haus in der Stadt, ein Haus auf dem Lande!"

„Da sieht man, was es um das Reichseyn ist."

„Dinirst Du dort?"

„Wahrscheinlich."

„Schläfst Du auch dort, wenn Du dort dinirst?"

„Wenn ich Lust dazu habe. Ich bin bei dem Grafen wie zu Hause."

Caderousse schaute den jungen Mann an, als wollte er ihm die Wahrheit aus der Tiefe seines Herzens herausreißen. Aber Andrea zog eine Cigarrenbüchse aus seiner Tasche, nahm ein Havanna, zündete sie gelassen an, und begann ungezwungen zu rauchen. „Wann willst Du die fünfhundert Francs?" fragte er Caderousse.

„Ei, gleich jetzt, wenn Du sie hast."

Andrea zog fünfundzwanzig Louisd'or aus seiner Tasche.

„Goldstückchen?“ sagte Caderousse, „nein, ich danke!“

„Wohlan, Du verachtest sie?“

„Im Gegentheile, ich achte sie, aber ich will sie nicht.“

„Du wirst das Aufgeld gewinnen, Dummkopf: das Gold gilt fünf Sous.“

„Ja wohl, und dann wird der Wechsler den Freund Caderousse mitgehen heißen, und dann wird man die Hand darauf legen, und dann wird er sagen müssen, wer die Pächter sind, welche ihm die Grundzinse in Gold bezahlen. Keine Dummheiten, Junge; bloß Geld, runde Geldstücke mit dem Bildnisse irgend eines Monarchen. Zu einem Fünffrancsstücke kann es Jedermann bringen.“

„Du begreifst doch, daß ich nicht fünfhundert Francs bei mir trage; ich hätte einen Commissionär nehmen müssen.“

„Wohlan, laß sie bei Deinem Portiere zurück, der ein wackerer Mann ist; ich werde sie holen.“

„Heute?“

„Nein, morgen; heute hab' ich keine Zeit.“

„Nun denn, meinetwegen, wenn ich morgen nach Auteuil gehe, werde ich sie zurücklassen.“

„Kann ich darauf rechnen?“

„Vollkommen.“

„Ich will nämlich zum Voraus meine Bonne dingen, siehst Du.“

„Dinge sie: aber dann wird es zu Ende seyn, he? Du wirst mich nicht mehr quälen?“

„Nie mehr.“ Caderousse war so düster geworden, daß Andrea genöthiget zu werden fürchtete, diese Aenderung zu bemerken. Er verdoppelte also seinen Frohsinn und seine Sorglosigkeit.

„Wie lustig Du bist,“ äußerte Caderousse, „man möchte meinen, Du hättest Deine Erbschaft schon!“

„Nein, leider!... Aber an dem Tage, da ich sie bekommen werde...“

„Nun?“

„Nun... wird man sich seiner Freunde erinnern, mehr sag' ich Dir nicht.“

„Ja, weil Du ein so gutes Gedächtniß hast.“

„Was willst Du? Ich glaubte, Du wolltest mich prellen.“

„Ich? O! was für ein Einfall! Im Gegentheile will ich Dir noch einen Freundesrath geben.“

„Welchen?“

„Den Diamanten hier zu lassen, den Du an Deinem Finger trägst. Ah! willst Du denn, daß man uns packe? Willst Du uns denn alle Beide zu Grunde richten, daß Du solche Dummheiten machest?“

„Wie so?“ fragte Andrea.

„Wie! Du nimmst eine Livrée, verkleidest Dich als Diener, und behaltest an Deinem Finger einen Diamanten von vier- bis fünftausend Francs!“

„Zum Henker! Du schätzest richtig! Warum wirst Du nicht Taxator?“

„Ich verstehe mich eben auf Diamanten; ich hatte welche.“

„Ich rathe Dir, Dich damit zu brüsten,“ versetzte

Andrea, der, ohne sich, wie Caderousse fürchtete, über diese neue Erpressung zu erzürnen, den Ring gefällig auslieferte.

Caderousse schaute ihn so nahe an, daß Andrea wohl merkte, er untersuche, ob die Kanten des Schnittes recht lebhaft seyen. „Das ist ein falscher Diamant,“ bemerkte Caderousse.

„Geh doch,“ erwiederte Andrea, „scherzest Du?“

„O! ärgere Dich nicht, dieß kann man sehen.“

Und Caderousse ging zum Fenster, und fuhr mit dem Diamanten über die Scheibe; man hörte das Glas schrillen. „Confiteor!“ *) sagte er, den Ring an seinen kleinen Finger steckend, „ich täuschte mich; aber diese Diebsjuweliere ahmen die Steine so gut nach, daß man in den Juwelenläden nicht mehr zu stehlen wagt; das ist auch ein gelähmter Industriezweig.“

„Wohlan!“ versetzte Andrea, „ist's zu Ende? Verlangst Du noch etwas von mir? Brauchst Du meine Weste, willst Du mein Käppchen? Genire Dich nicht, weil Du eben im Zuge bist.“

„Nein, Du bist im Grunde ein guter Kamerad. Ich halte Dich nicht mehr zurück, und werde trachten mich von meinem Ehrgeize zu heilen.“

„Nimm Dich aber in Acht, daß Dir bei dem Verkaufe dieses Diamanten nicht begegnet, was Du vorhin wegen des Goldes befürchtetest.“

„Ich werde ihn nicht verkaufen, sey unbesorgt.“

„Nein, wenigstens nicht von heute bis übermorgen,“ dachte der junge Mann.

*) „Ich bekenne.“ D. Ueb.

„Glücklicher Spitzbube," sagte Caderousse, „Du gehst fort, und findest Deine Lakeien wieder, Deine Pferde, Deinen Wagen und Deine Verlobte?"

„Ja wohl," entgegnete Andrea.

„Höre; ich hoffe, Du werdest mir ein hübsches Hochzeitgeschenk an dem Tage machen, an welchem Du die Tochter meines Freundes Danglars heirathen wirst?"

„Ich sagte es Dir schon, daß dieß ein Hirngespinnst sey, welches Du Dir in den Kopf setztest."

„Wie viel Heirathgut?"

„Ich sagte Dir ja . . ."

„Eine Million?"

Andrea zuckte die Achseln.

„Es bleibt bei der Million," äußerte Caderousse; „Du wirst nie so viel bekommen, als ich Dir wünsche."

„Ich danke," sagte der junge Mann.

„O! es kommt aus gutem Herzen," fügte Caderousse mit seinem plumpen Lächeln bei. „Warte, daß ich Dich fortbegleite."

„Es lohnt sich nicht der Mühe."

„Allerdings."

„Warum?"

„O! weil eine geheime Feder an der Thüre ist; das ist eine Vorsichtsmaßregel, die ich treffen zu müssen glaubte; ein Schloß Huret und Fichet, durchgesehen und verbessert von Caspar Caderousse. Ich werde Dir auch ein solches anfertigen, wenn Du Capitalist seyn wirst."

„Ich danke," erwiederte Andrea; „ich werde Dich acht Tage früher davon in Kenntniß setzen."

Sie trennten sich. Caderousse blieb auf dem Vor-

platze, bis er Andrea nicht nur die drei Stockwerke hinabsteigen, sondern auch durch den Hof gehen sah. Dann ging er eilig in sein Zimmer, verschloß sorgfältig die Thüre wieder, und begann wie ein bewanderter Architekt den ihm von Andrea zurückgelassenen Plan zu studiren. „Der liebe Benedetto," sagte er, „würde es nicht ungerne sehen, glaub' ich, zu erben, und derjenige, welcher den Tag früher herbeiführen wird, an dem er seine fünfmalhunderttausend Francs erheben könnte, sicher nicht sein schlechtester Freund seyn."

Ende des eilften Theiles.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dumas, Alexandre,

Der Graf von Monte-Christo

Bd.: 11

Augsburg 1846

P.o.gall. 665-9/12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10090646-6